

Missionsgeographischer Teil.

Aus dem Sagenschatz der Nama-Khoi-khoi

von Missionar J. Olpp.

Tierfabeln.

1. Reinekes Rat.

Da ist es einst geschehen, daß der Schakal in die Hände von „weißen Menschen“ geriet, weil er etwas gestohlen hatte. Er wurde daher gefangen und gebunden, um getötet zu werden. Zuvor aber frug der Schakal: „Auf welche Weise pflegen die „weißen Menschen“ zu töten?“ Diese antworteten: „Mit Knütteln und Hämmern werden sie tot geschlagen.“ Der Schakal sagte darauf: „Das ist eine schlechte und verkehrte Art zu töten“, und gab ihnen den Rat: „Wenn ihr einen Menschen tötet, so müßt ihr ihm zu essen geben, das Unschlitt und das weiche Fett. Dann müßt ihr ihn von außen ganz mit Fett einreiben. Darnach macht ihr ein Feuer auf einem Felsen — nehmt ihn dann beim Schwanz und werft ihn auf den Felsen ins Feuer.“ Die „weißen Menschen“ thaten also mit dem Schakal. Weil er aber so schlüpferig war, ist er ihren Händen entglitten, — floh weg — und wurde von den Hunden verfolgt; doch glückte es ihm noch in ein Loch hinein zu schlüpfen. Die „weißen Menschen“ die ihm nachgerannt waren, fühlten mit der Hand im Loch umher, ergriffen seinen Schwanz und riefen:

„*Há-há-há!* —! *Khótsi, ti ge mī* = Wir haben dich gefangen.“ Der Schakal aber sprach: „Nimmermehr! Ihr habt mich nicht gepackt, sondern eine Wurzel habt ihr gefaßt. Der „weiße Mensch“ erwiderte: „Du bist es.“ Der Schakal sagte: „Ich bin es nicht; gehe aber nur hin und schlage einen Kieselstein entzwei und komm und schneide ab, dann wirst du sehen, daß es eine Wurzel ist.“ Da ging der „weiße

Mensch“ einen Kieselstein entzwei zu schlagen. Inzwischen kroch der Schakal tiefer in das Loch hinein und lebte weiter.

Erläuterung: Der Schakal — ein Namab — der Dieberei überführt, überlistet die Europäer durch seine Ratschläge mehr wie einmal, und steht als nicht zu verachtender Gegner vor uns, dem nicht jeder Ansiedler gewachsen ist. Kiesel- resp. Quarzsteine dienten einstens den Eingeborenen als Messer.

2. Reineke empfängt seinen Nachbar.

Der Schakal und der Tiger (Panther) wohnten nicht weit von einander entfernt. Da geschah es, daß der Schakal dem Tiger Vieh gestohlen hatte. Als der Tiger eines Morgens wiederum ein Stück Vieh vermißte, ging er den Fußstritten nach und diese führten ihn zum Hause des Schakals. Der Schakal aber saß gerade vor seinem Hause und sagte zu seiner Frau: „Wenn der Tiger nahe ist, dann mußt du das Kind zwicken, daß es schreit. Dann werde ich fragen: wonach weint das Kind? und du mußt mir antworten: „nach Tigerfleisch.“ — Als der Tiger nun des Weges daher kam und auf das Haus zuing, saß der Schakal noch draussen. Da hat die Frau das Kind gekniffen, und der Schakal frug mit zorniger Stimme: „Wonach weint das Kind?“ Die Frau sagte: „Das Kind weint nach Tigerfleisch.“ Als der Tiger, der indessen nahe gekommen war, diese Worte hörte, floh er davon. Der Schakal aber, nicht faul, sprang auf, faßte den Tiger beim Schwanz und rief — ihn hin- und herzerrend:

„*Warm hou vast kat — Warm hou vast kat!*“ Als sie so mit einander ringend an einem Gehölze vorüberannten und zu einem dichten Gebüsch kamen, liefs der Schakal den Tiger laufen.

Erläuterung: Der Dieb ist ein verwegener Khoi-khoib — ein Mann, der die holländische Sprache von den Boeren erlernt hat. Sein Nachbar, wenngleich grimmigen Geistes, doch furchtsamen Herzens, ein Stammesgenosse, der sich verblüffen läßt durch das kaltblütige Benehmen und durch die schlaue ersonnene Ausrede des Diebes.

3. Reineke ist klüger.

Eines Tages gingen der Schakal und der Löwe miteinander auf die Jagd. Als sie Giraffen zu Gesicht bekamen, machten sie Halt. Der Löwe schoß zuerst ab, traf aber nicht. Da schoß der Schakal — aber auch fehl. Nun schoß der Löwe wieder und verfehlte abermals das Ziel. Als der Schakal geschossen hatte, sprach er: „Ich habe getroffen.“ Also zu sprechen verbot aber der Löwe dem Schakal, indem er sagte: „Sage schnell, mein alter Großvater hat geschossen,“ und er sagte also. — Inzwischen lief die Giraffe eine Strecke weit fort, ehe sie fiel. Am andern Morgen nun gingen sie die Giraffe zu suchen. Der Löwe war aber nicht so frühe aufgestanden wie der Schakal. Dieser folgte erst einer alten Giraffenspur — schlug seine Nase blutig und kam dann wieder zum Löwen zurück, um mit ihm

zusammen zu gehen. Als sie nun verschiedene Giraffenspuren sahen, liefs der Schakal den Löwen auf einer alten Giraffenspur gehen; er selbst aber folgte der frischen. Als er die Stelle erreicht hatte, wo die gefallene Giraffe lag, ging er in sie hinein und schlachtete sie ab. Wie er nun so drin lag, kam der Löwe hinzu, faßte ihn beim Schwanz und wollte ihn herausziehen. Der Schakal aber sprach: „Nein, mein Großvater, ich thue das nicht für mich, sondern für dich. Damit war der Löwe zufrieden. Er gab dem Schakal das Fett und die Lunge und befahl ihm: „Gehe damit nach Hause und gib meinen Kindern das Fett und deinen Kindern gib die Lunge. So ging der Schakal; er gab aber seinen Kindern das Fett und den Löwenkindern gab er die Lunge. Zuvor aber bestrich er den Mund der Löwenkinder mit Fett und den Mund der Schakalskinder mit der Lunge.

Erläuterung. Der Schakal spielt den Diener eines alten und daher geehrten und eingebildeten Namab. Jener ist ein besserer Schütze wie dieser. Solches läßt aber der Alte nicht gelten. Der Diener weiß sich in die Laune seines Meisters zu schicken, überläßt ihm die Ehre einen Kernschuß gethan zu haben, übertölpelt aber den Alten einmal ums andere beim Suchen, beim Verteilen wie beim Verzehren der Beute. Die Eitelkeit des einen ist eben so treffend gezeichnet wie die Klugheit des andern.

4. Reineke besiegt zwei Starke.

Der Schakal und der Löwe gingen eines Tages wieder zusammen auf die Jagd. Der Löwe schofs ein Zebra und gab dem Schakal den Auftrag, die Hausgenossen des Löwen herbeizuholen. Auf dem Wege zerfetzte sich aber der Schakal in den Hakjesdörnern seinen Leib. Er ging nur zu dem Wohnort seiner Angehörigen, brachte nur seine Hausgenossen herbei, verbarg sie aber vorerst — kam allein und sprach: „Mein alter Großvater, siehe, meine alte Großmutter weigerte sich zu kommen und hat mich geschlagen. Da stand der Löwe auf und ging seines Weges. Indessen zog der Schakal mit Hilfe seiner Leute das Zebra auf einen Baum hinauf. Als der Löwe wieder kam und sah, daß das Zebra hinaufgezogen und am rechten Platze war, sagte der Löwe: „Eiö, das hast du einmal gut gemacht.“ Der Schakal aber sprach: „Ja, alter Großvater, nun kannst du, mein alter Großvater, aber nicht beikommen. Erlaube mir daher, daß ich meinen alten Großvater gut hinaufziehe. Der Löwe sprach: „Ja thu so!“ Da liefs der Schakal sich einen Riemen geben und liefs ein Ende desselben herabhängen, damit der Löwe sich daran festbinde. So zog der Schakal ihn hinauf. Als der Löwe nun so ankam, schnitt er den Riemen durch, daß der Löwe hinabfiel. Da sprach der Schakal, so daß der Löwe es hören konnte: „Gebt mir einen neuen Riemen!“ — zu seiner Frau gewandt sagte er aber ganz leise: „einen alten Riemen.“ Nun band sich der Löwe mit diesem Riemen fest; und wie er so ankam, schnitt der Schakal den Riemen wieder entzwei, und der Löwe stürzte hinab. Da sprach der Schakal: „So geht es ja unmöglich, mein alter Großvater; es ist daher besser, wenn du deinen Mund

aufmachst, dann werde ich Fettbröckchen von oben herab hineinwerfen.“ Der Schakal warf ihm aber erhitzte Quarzsteine hinein und rief:

„Nach dem Wasser! Nach dem Wasser!“ Da lief der Löwe dorthin; angekommen aber starb er, ohne Wasser getrunken zu haben.

Eines Tages nun kam der Schakal auch zum Wasser; und als er zu Ende getrunken hatte, legte er sich in den Schatten einer Felsenhöhle nieder, um zu schlafen. Da kam der Bruder des gestorbenen Löwen hinzu und sprach: „Nun habe ich dich aber erwischt, Schakal!“ Dieser aber sagte: „Sieh doch, alter Großvater, die Steine wollen ja über uns herabfallen!“ erfafste das Gestein und sprach weiter: „Halte doch einmal fest und ich will schnell ein Stück Holz suchen und unterstellen.“ Da legte der Löwe sich auf den Rücken und stützte die Felsen. Der Schakal aber ging und kam nicht wieder. — Zufälligerweise kam ein Hase hinzu und sah, wie der Löwe die Steine stützte und sprach: „Aber mein Großvater! die Felsen stehen ja von jeher in Ruhe!“ Da wich der Löwe weg, fiel aber vor Erschöpfung hin und starb. — So ist es geschehen, daß durch die Schelmerei von einem Schakal zwei Löwen gestorben sind.

Erläuterung: Das Verhalten des untergeordneten Dieners, eines Namab, seinem alten, aber gefürchteten Herrn gegenüber ist ein Gewebe von List und Schlaueit von Beginn bis zu Ende. Der freiheitsliebende Sinn der braunen Hottentottenrasse, so sehr er sich auch anzuschmiegen versteht und sich dem Befehl des ehrgeizigen Alten unterwirft, sträubt sich im Grunde doch gegen die übertriebene Verehrung der Alten. Scheut er sich auch offen Gewalt zu gebrauchen und die Tradition zu zerbrechen, so sinnt er unablässig auf Mittel, die lästigen Gwalthaber zu beseitigen auf Wegen, wobei man ihm nicht so leicht beikommen kann. Der Kampf um die Ehre geistiger Ueberlegenheit tritt immer wieder in den Vordergrund. Genau so gestaltet sich ihr Leben.

5. Reineke erteilt Unterricht.

Ein Europäer machte einst einen Besuch auf dem Gehöfte des Schakals. Als dieser den „Weißen“ ankommen sah, schlachtete er ein Kleinvieh — that Blut in den Dickdarm, band ihn seiner Frau um den Hals und befahl ihr sich zu legen. Als der Europäer gekommen war, sprach er zu ihm: „Siehe, wenn ich meine Frau mit dem Messer in die Kehle steche, dann wird sie sterben, wenn ich aber mit diesem Schilfrohr (Schilfrohrflöte) sie dreimal anblase, wird sie wieder leben.“ Der Europäer wollte solches aber nicht glauben und sprach: „Aë, probier, thue es, daß ich sehe!“ Unverweilt griff der Schakal nach dem Messer, und: „*Suwi ti*“ — klangs, als er auf den Dickdarm stach. Das Blut lief nur so heraus. Der Europäer stand verwundert im höchsten Grade da und fürchtete sich, als er das Blut sah, und frug: „Hast du wirklich ihr die Kehle abgeschnitten?“ — Darauf nahm der Schakal das Blasrohr, blies dreimal darauf, und es klang jedesmal: „*Ei-gi, ei-gi, ei-gi*.“ Da stand seine Frau wieder auf. Weil nun der Europäer der Meinung war, die Frau sei wirklich tot gewesen und durch das Blasen mit dem Rohr wieder aufgestanden, kaufte er ihm das Rohr (die Flöte) ab und ging heim.

Nach Hause gekommen, sprach er zu seiner Frau: „Nun werde ich gleich kommen und dir mit dem Messer die Kehle abschneiden. Dann wirst du sterben, wenn ich aber dreimal mit diesem Blasrohr dich anblase, dann wirst du wieder leben.“ Seine Frau wollte das aber nicht glauben. Da kam der Europäer abermals und sprach: „Lafs mich dir nun die Kehle abschneiden und du wirst sehen, dafs du wieder lebst.“ Die Frau des Europäers wollte aber einmal nichts von dem Kehlabschneiden wissen, konnte auch nicht glauben, dafs sie wieder lebendig würde, und meinte: „Wenn es sein müfste, dann solle er doch es einmal bei andern Menschen probieren, dann wolle sie sehen, ob sie wieder lebendig würden.“ Der Europäer bestand aber darauf und sprach: „Nein, nicht bei andern Menschen, sondern bei dir will ich es sehen, wie die Rietflöte wieder lebendig macht.“ Und so ergriff er seine Frau, schnitt ihr die Kehle ab, und sie war tot. Nun nahm der Europäer das Rohr zur Hand und blies, — und blies — aber nichts ist darauf geschehen. Die Sonne ging unter, und er blies noch immer. Der Morgen brach an, und er stand noch immer am Blasen bis gegen Mittag. Endlich wurde er des Blasens müde — legte das Rohr nieder — grub ein Loch — legte seine Frau hinein, und ging das Rohr dem Schakal wieder abzugeben.

Erläuterung: Wenn dieses Stück als ein wirklicher Vorgang zu betrachten ist, so muß man die Borniertheit des Europäers noch mehr anstaunen wie die Verführungskunst des Schelmen. Ist es reine Dichtung, dann läßt sich wenigstens so viel daraus erkennen, dafs die Naman es verstehen, über die Dummheit der weissen Rasse sich lustig zu machen so wie ihre Person uns bereits sprichwörtlich geworden ist. List, Lüge, Schlaueit, Betrug und ähnliche Charakterzüge bilden von jeher die Waffen ihrer Ritterschaft.

6. Reineke auf dem Diebespfad.

Als der Schakal den Wagen der „weissen Menschen“ herbeikommen sah, legte er sich in das Fahrgeleise und stellte sich tot. Wie nun der Wagen näher kam, blieb er liegen und rührte sich nicht. Der Fuhrmann schlug ihn erst mit der langen Peitsche, das half aber nichts. Da frug er nach dem Shambok (lederne Reitgerte), aber der Schakal rührte sich nicht. Dann verlangte er den Prügel, er aber blieb liegen. Endlich sagte er: „Gebt mir das Gewehr!“ Der Schakal aber that, als hörte er es nicht. Nun sprach der „Weisse“: „er ist tot; darum werft ihn hinten auf den Wagen hinauf für die Hunde.“ Und sie warfen ihn hinauf. Als er nun auf dem Wagen lag, wartete er, bis es vollends dunkel geworden war; dann stiefs er den Brodsack hinab und den Sack mit Datteln und den Zuckersack schob er auch hinab — verlies so gegen Morgen den Wagen und afs sich satt nach Herzenslust.

Wie er nun so am Verschlingen der Dinge war, kam der Wolf des Weges daher. Der Schakal sprach zu ihm: „Nimm, und schmecke einmal, Gobe!“ Der Wolf nahm und afs und frug: „Heisetse, wo hast du das gefunden?“ Dieser sagte: „Ich habe es von jenem dort gehenden

Wagen hinabgestoßen — darum gehe hin, und mache es auch so wie ich gethan habe. Wenn du hingekommen bist, dann lege dich ins Geleise.“

„Und wenn der Wagen kommt, — dann rühre dich nicht.“

„Und wenn du mit der Peitsche geschlagen wirst, — bleibe liegen.“

„Und wenn er nach dem Shambok frägt, — bleib ruhig liegen.“

„Und wenn er den Prügel verlangt, — dann rühre dich nicht.“

„Und wenn er sagt: Gib das Gewehr — mußt du nur liegen bleiben.“

„Dann wird er dich aufladen — und du die Säcke hinabstoßen.“

Da lief der Wolf so schnell er konnte, und hingekommen legte er sich. Als nun der Wagen näher kam, rührte er sich nicht. Da wurde er mit der Peitsche geschlagen; er aber blieb liegen. Der „Weisse“ liefs sich den Shambok reichen; er aber blieb liegen. Er sagte: „Gib mir den Prügel!“ er aber blieb liegen. Da sprach er: „Das Gewehr her!“ — Da sprang der Wolf auf und lief davon.

Erläuterung: Die Geschichte im Gewande der Fabel spielte in der Kap-Kolonie. Der verwegene Schakal, ein Hottentott, erreicht seinen Zweck; er gelangt zur Nahrung während der Fahrt. Der „Weisse“ meint, er hätte Futter für seine Hunde an dem für tot gehaltenen Schakal gefunden, während dieser dem „Weissen“ den Proviant ablädt und sich gütlich daran thut. — Gobe (Wolf) und Heisetse (Schakal) sind die Namen dieser Tiere in der Fabelsprache. Unter jenem hat man sich einen Mann der schwarzen Rasse zu denken; dieser ist ein Hottentott. Der Wolf zeigt nicht so viel Ausdauer. Sein Gang hat ihm nur Schläge, weiter nichts, eingetragen, und er kann nur froh sein, daß er nicht die ganze Zeche des Schakals zahlen muß.

7. Reineke auf der Bettelfahrt.

Der Schakal und der Wolf kamen einst zu einem Europäer, von ihm sich Nahrung zu erbetteln. Da frug der Schakal den Wolf so gelegentlich: „Wie (was) wirst du fragen?“ Der Wolf erwiderte: „Ich werde Zucker, rohe Datteln und rohes Fleisch fragen.“ Darauf frug der Wolf: „Und du, Schakal, wie (was) wirst du fragen?“ — „Zucker, reife Datteln und gar bereitetes Fleisch“, sagte dieser. Als sie nun in das Haus des Europäers gekommen waren, frugen sie um diese Dinge, und sie wurden ihnen gegeben. Auf dem Wege nach Hause kamen sie zu einem angeschwollenen Fluß. Dort blieb der Schakal etwas zurück, setzte sich, las Steine auf, und zu ihm (dem Wolf) gekommen, sagte er: „Der Fluß ist voll, darum laß uns die Nahrung nur hineinwerfen.“ Der Wolf hatte nichts dagegen einzuwenden. So begann denn der Schakal frischweg hineinzuwerfen, und sprach: „Gobes, wirf auch!“ Jener aber warf Steine hinein, und der Wolf hatte seine Nahrung hineingeworfen. Als sie nun über den Fluß hinübergeschwommen waren, zeigte sichs, daß der Wolf ein wenig Zucker zurückbehalten hatte. Er sagte: „Hier habe ich noch etwas.“ Da bat der Schakal und sprach: „Bruder Gobe, o gib mir doch ein wenig davon!“ und er gab ihm. Da mit einem Male zeigte der Schakal seine Säcke. Da bat der Wolf auch ihm etwas davon zu geben. Der Schakal gab ihm aber nichts.

Eines guten Tages gingen sie wieder zu dem Europäer. Da gesellte sich der Springhase auch zu ihnen; und der Schakal frug den Wolf: „Wie (was) wirst du fragen?“ „Zucker, reife Datteln und gar bereitetes Fleisch“ sagte dieser. Der Schakal entgegnete: „Nein, wenn du also frägst, wirst du nichts bekommen.“ Zum Springhasen gewandt, sprach er: „Und wie (was) wirst du fragen, Bruder Meerkatze?“ Dieser antwortete wie der Wolf. Darüber wurde der Schakal sehr zornig. Wie sie nun bei dem Europäer eingetreten waren, frug dieser den Wolf, was er wolle, und er sprach: „Zucker, reife Datteln und gar bereitetes Fleisch.“ Als er den Springhasen frug, antwortete dieser ebenso. „Und du Fuchs, was willst du?“ Er aber antwortete nicht. Der Europäer frug wiederum, erhielt aber keine Antwort. Da frug er nochmals, und der Schakal sprach mit zaghafter Stimme: „Zucker, reife Datteln und gar bereitetes Fleisch.“ Das Begehrte wurde ihnen gegeben und sie gingen nach Hause. Auf dem Heimwege blieb aber der Springhase zurück, las Steine auf und kam zum Schakal. Der safs auch Steine auflesen. Wie sie nun zu dem angeschwollenen Fluß kamen, sprach der Schakal: „Was sollen wir machen? Der Fluß ist voll; wir thun am besten, wenn wir die Nahrung hineinwerfen. Die zwei andern stimmten bei: „Jeh werfe“, sprach der Schakal, und warf seine Steine. Der Springhase warf auch seine Steine. Der Wolf aber warf wieder seine ganze Nahrung hinein. — Als sie nun über den Fluß hinüber waren, sagte der Schakal: „Dieses habe ich übrig behalten.“ Der Springhase hatte, wie es sich herausstellte, das Seinige auch übrig behalten. Als der Schakal das sah, hat es ihn schmäählich geärgert, daß der Springhase seine Nahrung nicht auch, wie der Wolf, weggeworfen hatte.

Erläuterung: Der geschichtliche Hergang vollzog sich auf kolonialem Gebiete. Auf dieser Bettelfahrt spielt der ehrgeizige und verschlagene Hottentott wieder die Hauptrolle. Daß der Wolf (vielleicht ein Buschmann) den tonangebenden Hottentotten begleitet, kann für den Schakal nur vorteilhaft ausfallen. Die erbettelten Brocken sollen dem Wolf durch die Bosheit des Schakals verloren gehen. Selbst vom letzten Bissen muß der Wolf noch Zoll bezahlen. Der Schakal lacht ins Fäustchen; er ist eigennützig und herzlos, was sonst nicht die Haupttugend der braunen Rasse ist. Aber triumphieren will nun einmal der Schakal über seinen Gefährten. — In dem Springhasen (ein !Gorab?) hat er aber einen Gegner gefunden, der ihm gewachsen ist. Daß dieser seine Bittfrage in dieselben Worte kleidet, die der Schakal gebrauchen will, ist diesem ein großer Verdruß. Der Europäer betrachtet den Schakal beim zweiten Mal erst in dritter Reihe — ein neuer empfindsamer Stofs für seine Eitelkeit. Am Fluß muß er nun auch noch erfahren, daß sein Rival ihm zuvorkommt. Das steigert seinen Ärger aufs höchste. — Das Wortspiel im Original: !gou—gou—! gou—ou— kann in der Übersetzung nicht so wieder gegeben werden.

8. Reineke hat Pech.

Als der Schakal im Garten eines Europäers öfter gestohlen hatte, wollte dieser solches nicht länger dulden und schloß deshalb seinen Garten mit Leimruten ab. Da kam der Schakal eines Abends wieder und that wie er von jeher gemacht. Die Pforte war aber geschlossen. Da hob er einen seiner Vorfüße auf, trat auf den quer herübergelegten Balken und blieb darauf fest haften. Als er das merkte,

sagte er: „Lafs mich los! Lafs mich los!“ Er meinte ein Mensch, halte ihn fest; und sprach weiter: „Ich werde dich gleich tot schlagen, so wie ich von alters her pflege die Menschen tot zu schlagen.“ Und er schlug; da kam er mit der andern Tatze auch noch fest. „Ich werde dich mit dem Fufs tot stampfen!“ sprach er weiter, trat auf und blieb hängen. Als er mit dem andern Fufs auch noch stampfte, klebte dieser auch noch fest. Da sprach der Schakal: „Der Schwanz ist von jeher mein Shambok (Reitgerte) gewesen, womit ich Menschen tot schlage, darum lafs mich los!“ Er bekam aber keine Antwort. So schlug er denn, und stand ganz gefangen bis zur Aufstehenszeit. Des Morgens früh fand ihn der Europäer, nahm ihn weg, klopfte ihn ordentlich durch und liefs ihn dann springen.

Erläuterung: So sehr diese Fabel den Charakter reiner Dichtung an sich trägt, muß ihr doch eine geschichtliche Thatsache zu Grunde liegen; nur hat man statt „Leimruten“ irgend ein Fangnetz oder eine komplizierte Falle zu setzen. Die Schläge verraten nur zu deutlich den braunen Dieb.

9. Reinekes Schuld und Strafe.

Der Schakal und das Stachelschwein vermieteten sich bei einem Europäer. Dieser gab ihnen andere Namen. Er nannte den Schakal „Vob“ (Fuchs) und das Stachelschwein „Klaab“ (Klaas, Nikolas). Darnach schickte er sie hin und liefs Mörtel treten, weil er eine große Mauer auführen lassen wollte. Als er sie nun an die Arbeit gestellt hatte, machte „Vob“ sich es bequem, legte sich auf den Rücken, spielte den Mädchen etwas auf der Mundharfe vor und liefs das Stachelschwein allein den Mörtel treten. Als die Tageszeit vollbracht war, wusch „Klaab“ seine Füße. Der „Vob“ hingegen ging jetzt in den Mörtel hinein und beschmutzte seine Füße. Dann gingen sie zusammen zu ihrem Herrn. Hingekommen sprach „Vob“: „Sieh, Baas, ich habe gearbeitet; sieh, seine Füße sind rein, weil er nichts gethan und nur den Mädchen etwas vorgespielt hat.“ Da liefs der Herr den „Vob“ an seiner Tafel essen, und dem „Klaab“ gab er ein knorpeliges Nackenstück (Fleischbrocken aus dem Rückstrang geschnitten) in der Küche zum Abnagen. — Nun geschah es aber eines Tages, dafs der Herr ihnen nachging, ohne dafs sie es wahrten. Da sah er, wie „Klaab“ den Spaten nahm und den Mörtel bearbeitete; der „Vob“ dagegen nahm seine Mundharfe, spielte den Mädchen etwas vor, indem er auf dem Rücken liegend mit seinen Beinen den Takt dazu schlug. Am Abend, als des Werkes Ende gekommen war, heraus zu gehen aus dem Mörtel, sprach „Vob“ wieder: „Sieh, Baas, ich habe allein gearbeitet; sieh seine Füße, du siehst nichts, sie sind rein, aber meine Füße sind schmutzig.“ Der Herr sprach aber zu alledem gar nichts. Er machte das Essen fertig und als die Zeit gekommen war, gab er „Vob“ das Nackenstück und liefs ihn in der Küche essen, den „Klaab“ nahm er aber an den Tisch. — Darüber wurde „Vob“ bitterböse. — Am andern Morgen sprach er zu „Klaab“: „Komm, lafs uns baden gehen!“ „Klaab“ erwiderte: „Es ist gut, lafs uns gehen.“ Als sie nun auf den

Rand einer steil ins Flußbett abfallenden Bergwand gelangt waren, sprach „Vob“: „Lafs uns schlafend ins Wasser springen!“ „Klaab“ sagte: „Es ist gut.“ „Ich habe meine Augen zugemacht“, rief „Vob“: „mache du sie auch zu.“ Als dies geschehen, nahm „Vob“ einen großen Stein und rief: „Ich springe, „Klaab“, spring auch!“ „Klaab“ hörte etwas ins Wasser plumpsen und meinte: „Vob“ sei gesprungen. So sprang er nach, und — ertrank. — Da lief „Vob“ zum Gehöfte und rief: „Klaab ist ertrunken! Klaab ist ertrunken!“ Da stand der Europäer auf und lief mit dem Schakal zum Wasser hin. Als die Leute nun daselbst zusammengelaufen waren, ging „Vob“ stille fort nach Hause, steckte das Haus seines Herrn in Brand, kam dann wieder zurück mit dem Rufe: „Ein Rabe hat das Haus in Brand gesteckt! Ein Rabe hat das Haus in Brand gesteckt!“ Wie die Leute nun das Haus so brennen sahen, fingen sie den Schakal, warfen ihn ins Feuer und erklärten: „Dieser hat es gethan!“ — So hat der Mann dort sein Ende gefunden durch seine Lügen und Ränke.

Erläuterung: Die Schurkenstreiche des Schakal (Hottentott) gliedern sich in 3 Abschnitte: 1) Sein Leichtsinns verleitet ihn zum Faulenzen, führt ihn weiter zur Lüge gegenüber seinem Herrn; vor diesem sucht er seinen Mitarbeiter anzuschwärzen, um selbst im besten Lichte vor seinem Meister zu erscheinen. Der Betrug kommt aber an den Tag. 2) Aus purer Rachgier sinnt der Schakal die Beseitigung des Mitgesellen herbeizuführen, er verleitet den gutmütigen Klaab. Die Art und Weise, wie dieser zu Fall kommt, ist vom Schakal wohl berechnet und überlegt; wenngleich dieser Streich ihm geglückt ist, gräbt er sich doch seine eigene Grube. 3) Auch an seinem Herrn will der Schakal sich rächen, weil dieser ihn zurückgesetzt hat. Das kann sein Ehrgeiz nicht tragen. Diese Eitelkeit leiht ihm Beine, sich davon zu schleichen. Er wird Brandstifter; sucht diese Bosheit von sich weg auf einen Mann schwarzer Hautfarbe zu lenken; doch umsonst. Der Übelthäter wird ergriffen und findet sein Ende im Feuer wie jener im Wasser. Lieber lieblich zu Grunde gehen als seinen Willen beugen vor andern ist ein besonderes Characteristicum der Hottentotten (Nama-Khoi-khoi).

10. Reineke entrinnt.

Der Schakal wohnte allein. (Da geschah es, daß zwei Löwen in das Haus des Schakals gingen ihm aufzupassen (anzufallen), wenn er abends von der Jagd zu seinem Hause zurückkehre. Allein der Schakal verweilte sehr lange, bis er mit seinem Fleische heim kam. Bei seiner Annäherung überfiel den Schakal eine Ahnung, ein Schauer, und er dachte: Da ist irgend etwas nicht ganz sauber in meinem Hause. Als er noch ziemlich fern war, aber langsam auf die Vorderseite seines Hauses zuschritt, rief er: „Mein Haus, mein Haus!“ Aber niemand antwortete. So rief er abermals: „Mein Haus, mein Haus!“ Doch niemand antwortete. Da sagte der Schakal: „O, was ist denn meinem Hause überkommen, daß es nicht antwortet? *Oĩ, Oĩ-hē!*“ — Da ist sicher etwas in meinem Hause!“ Und er rief wiederum: „Mein Haus, mein Haus!“ Da antwortete einer der Löwen: „*Oĩ-hē!*“ und der Schakal sprach: „*Gā!*“ (hör doch). Antwortet das Haus von jeher?“ und er entfloh. — Die zwei Löwen folgten ihm und kamen in seine Nähe, als er eben Holz aufas, um sein Fleisch am Feuer zu braten.

Nicht weit von ihm entfernt setzten sie sich nieder und lauerten auf ihn, um, wenn er zum Feuerkäme, auf ihn zu springen und ihn zu packen. Wie sie nun so stille da saßen, machte einer der Löwen sich bemerklich. Der Schakal hörte es und frug (sagte:) „Xā, Xā! Ich bin allein! Wer hat das gethan?“ Da frug auch noch der eine von den zwei Löwen: „Hast du so gemacht?“ und er sprach: „ja!“ — Obgleich die zwei ganz leise miteinander sprachen, hörte der Schakal doch alles, weil sie ihm so nahe waren. Schnell warf er sein Holz weg und floh mit diesen Worten: „Ha-ha-ha, ihr Schelmenkerls!“ So ist der Schakal den zwei Löwen mit dem Leben entronnen.

Erläuterung: Hier ist ein Namab zweimal in Gefahr von Räubern überfallen zu werden. Unwillkürliches Schaudern ruft unter der braunen Rasse Ahnungen hervor, die Uebles prophezeien. Das Lamento des Schakals bezweckt irgend einen Gegenlaut zu entlocken. Erst erwartet er selbstverständlich eine Stimme aus seinem Hause heraus — aber vergeblich; und als er sie endlich vernommen, wird er stutzig, wohl wissend, daß ein unbewohntes Haus keinen Laut von sich gibt. Er ergreift die Flucht, das Beste, was er thun konnte. Das zweite Mal verraten die Räuber sich selbst. Die Seh-, Hör- und Geruchsnerven sind in Momenten der Gefahr bei den Eingeborenen in bestem Zustand. Xā, ist ein Laut des Abscheus gegen üblen Geruch — ha-ha-ha! ein Triumphruf nach geglücktem Entkommen.

11. Reineke fastet.

Der Schakal und der Löwe gingen eines Tages auf die Jagd. Von den zweien erbeutete der Schakal ein „Sore-gus“ = Sonnenschaf. Als es geschlachtet war, aß der Löwe und gab dem Schakal auch davon. Dieser nahm es, hat aber nichts davon gegessen. Da frug der Löwe: „Weshalb hast du nicht gegessen?“ Der Schakal antwortete: „Ich habe großen Durst!“ Er ging hinter ein Gehölz und vergrub sein Fleisch. Wiedergekehrt sprach er: „Ich habe alles aufgegessen.“ So fuhr denn auch der Löwe fort mit Essen. Darnach nahm der Schakal einen Becher, schöpfte Wasser aus einem Gefäß und reichte es dem Löwen dar zum Trinken. Als dieser nun trinken wollte, vertrocknete (verschwand) das Wasser. Während nun der Schakal sich also mit dem Löwen, abmühte, kam der Wolf herbei und frug: „Du Schakal, hast du nicht das Schaf geschlachtet, das man nicht schlachten darf?“ Darauf antwortete der Löwe: „Das ist am Ende das Ding.“ Der Wolf sprach: „Gib es ab!“ Und er ging hin und gab es ab. — Von der Zeit an darf der Löwe wieder Wasser trinken.

Erläuterung: Dem dienenden Begleiter des Löwen (ein angesehener Mann) glückt es ein Stück Wild zu erlegen. Der Schakal (Diener) weiß, daß er ein verbotenes Tier niedergestreckt hat. Dessenungeachtet schlachtet er es ab, und der „Großmann“ ißt nach Herzenslust das verbotene Fleisch. Der Schakal kennt die Folgen — ißt nichts davon — lügt aber und thut, als hätte er gegessen — er bedient seinen Herrn mit Wasser — aber — vergeblich! Der Wolf — ein dritter, kommt hinzu und sieht die vereitelten Trinkversuche mit an — giebt Aufschluß darüber, obgleich man von ihm am wenigsten es erwarten sollte klüger zu sein wie die zwei. Ist er doch nur ein Buschmann oder Bergdamra. (Die nächste Fabel bringt nähere Erklärung hierüber).

12. Reineke mufs es büfsen.

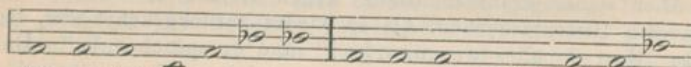
Eines Tages fand der Schakal ein Schaf im Felde, trank dessen Milch, liefs es stehen und ging seines Weges weiter. Als er sich ziemlich weit entfernt hatte, bekam er Reue, dafs er das Schaf so hatte stehen lassen; er kehrte um und schlachtete es. Durch das Essen von dem vielen Fett bekam er grofsen Durst. Er hing daher den gröfsten Teil des Schafes in einem Baume auf und kehrte mit einem kleinen Restchen Fleisch nach Hause zurück. Hier verbarg er auch das Wenige noch, dafs kein Mensch es sah. Als die Leute aber seinen grofsen Durst bemerkten, schöpften sie ihm Wasser und stellten es vor ihm hin. Da rief er: „Schnell, schnell gebt mir Wasser!“ Sie erfüllten seine Bitte; aber indem er das Wasser nahm, vertrocknete es in dem Bambus (hölzernen Trinkgefäfs). Da gab er das Gefäfs zurück und sprach: „Geht schnell und schöpft mir anderes Wasser!“ Hineinsehend sprachen sie: „Da ist ja Wasser.“ Auch der Schakal sah es, nahm es wieder, aber an seinem Munde vertrocknete (verschwand) es. Da wurde er böse und sprach: „Rasch gebt mir anderes Wasser!“ Sie schöpften ihm anderes — er wollte schnell trinken, indem er meinte, dies sei gut, aber es ging ihm wieder so. — Da fragten ihn die Menschen: „Hast du nicht das „Sore-gus“ geschlachtet?“ Er antwortete: „Jeh habe ein Schaf geschlachtet, wufste aber nicht, dafs es ein „Sore-gus“ war.“ Die Menschen erwiderten: „Das ist es“, und fragten: „Hast du noch von dem Fleisch?“ Er sprach: „Jeh habe.“ Da sagten die Menschen: „Geh schnell, und wenn du zu dem Platze kommst, wo du geschlachtet hast, dann wirf das Fleisch weg und sprich: „Kha-khoe-kha“ — werde wieder dasselbe Geschöpf!“ Er that also. Aber seiner kranken Augen wegen steckte er ein klein wenig Fett in sein Hirtentäschchen. Als er wieder zurückgekehrt war, fragten sie ihn: „Hast du alles weggeworfen?“ und er sprach: „ja.“ Da lief der Schakal selbst zum Wasser, um zu trinken, aber während dem vertrocknete es. Zornig stieg er auf einen Baum am Wasser, und sprang von oben herab hinein; das Wasser war aufgetrocknet. Darnach schnitt er ein Schilfrohr ab; und als er es gereinigt hatte, schlich er zum Wasser, steckte es hinein, aber während er daran sog, vertrocknete es. Da fragten ihn die Leute: „Hast du nicht noch ein klein wenig von dem Ding übrig behalten?“ Er sprach: „Jeh habe nur ein klein wenig behalten meiner Augen wegen, weil sie krank sind.“ Da riefen ihm aber die Menschen zu: „Schnell, wirf weg, wirf weg, wirf weg!“ Und er warf es weg. Von der Zeit an darf der Schakal wieder Wasser trinken.

Erläuterung: Das „Sore-gus“ = Sonnenschaf, ist ein Tier, das der Nama-Mythologie angehört. Ob es selten in seiner Art vorkam, — ob es in auffallender Weise durch irgend eine Eigentümlichkeit, wie z. B. besonderen Glanz der Augen, gekennzeichnet war, ist nicht mehr festzustellen. Durch dessen Tötung und Genufs seines Fleisches soll der Betreffende eine Schuld auf sich laden. Die Strafe fortgehenden Dürstens, während doch Wasser vor seinen Augen und an seinen Lippen ist, klebt daran. Es wird demnach eine höhere Macht, die strafend eingreift, anerkannt, der Genufs des Wassers bleibt ihm entzogen, bis er den Fehler bereut, den Raub ungeschmälert zurückerstattet hat und die Zauberformel: „kha-khoe-kha“ =

werde wieder dasselbe Geschöpf, angewendet. Besonderer Nachdruck wird gelegt auf die ungeteilte Wiedererstattung der Beute. Auch nicht das Mindeste darf geheim gehalten werden, wenn Erlösung von der Qual möglich gemacht werden soll. Unter allen bisher vorgeführten Stücken tritt der ethische Begriff der Wiedervergeltung hier am reinsten zu Tage. Nicht allein die Hauptperson gelangt wieder in den Besitz des Vorenthaltenen, so dringend nötigen Existenzmittels — auch die Personen zweiten Ranges setzen einen Grad von Wahrheit und Gerechtigkeitsgefühl voraus, der beachtet sein will. In der offenkundigen Strafe des Schakals sehen sie ja eine vorangegangene Schuld und ruhen nicht, bis sie beseitigt und menschliches Unrecht nach menschlichem Vermögen wieder gut gemacht ist.

13. Des Königs Sturz.

Der Löwe und der Pavian wohnten in einer Richtung, und deren Kinder spielten zusammen. Da gingen die zwei einmal miteinander auf die Jagd. Der Löwe aber kehrte früher um nach Hause zu gehen. Hier biß er die Kinder des Pavian tot und fraß sie auf. Auf diese Weise hat er viele Kinder des Pavian umgebracht. Dieser konnte aber nichts machen, weil er zu schwach war. Eines Tages gingen sie wieder auf Jagd. Dieses Mal kehrte der Pavian früher zurück und setzte sich auf den äußersten Rand einer steil abfallenden Bergwand. So sitzend schlug er behaglich seinen Bogen. Der Löwe jagte indessen allein. Als dieser auch umgekehrt war, sah er den Pavian auf der Spitze des Berges sitzen und lauerte auf ihn. Er hatte vor, ihn heute auch noch aufzufressen. Der Pavian merkte das und schaute aus. Der Löwe meinte, der Pavian kehre ihm den Hinterkopf zu, und lauerte weiter auf dessen Bewegungen. Da legte sich der Pavian wieder und schlug die Saite:



Mū - ra khoi - ra ra ku - ri; ga - wix mū khoi - ra ra !hawa.

„Zwei Menschaugen lauern; auf- und abwogend sieht er, — den Menschen zu überfallen.“

Als er so sang, richtete der Löwe sich lauernd wieder auf und wollte springen, den Pavian zu packen. Dieser aber hatte sich schnell gelegt und so setzte der Löwe in seinem Sprung über den Pavian weg, stürzte hinunter und war tot. — Daraufhin kehrte der Pavian so schnell zurück, wie er sonst niemals gethan, und sprach sehr laut mit seinem Hausgesinde. Die Löwin war darüber sehr verwundert und frug ihn: „Wo ist dein Großvater, daß du so früh kommst?“

Er sprach:

„Der Mann ist heute gegangen und zum Stinkplatz gekommen;“

„Und morgen wird er zum großen Stinkplatz hinaufsteigen;“

„Und übermorgen zum fauligen Stinkplatz hinabgehen;“

„Und darnach wird er auf dem weißen Knochenfelde umkehren;“

„Und zuletzt auf dem Wege der Morschheit anlangen!“

Da sprach die Löwin: „Wenn er auf dem „gunu-xu-!nas“ (Morschheitsplatz) ankommt, dann muß er von dem „gunu“ (= ver-

faultes Holz) mitbringen, denn wir haben den „*gunub*“ sehr nötig. — Daraufhin nahm der Pavian seine übrigen Hausgenossen auf die Spitze des Berges und rief der Löwin zu: „Dein Mann ist tot.“ Und der Pavian floh mit den Seinen davon.

Erläuterung: Ein untergeordnetes Familienhaupt kann es unter und neben seinem herrschenden Häuptling auf die Dauer nicht mehr aushalten. Der Schwächere sucht dem Tyrannen eine Grube zu graben, ohne ihn persönlich anzutasten. Auf hohem Felsengrat reizt er ihn durch sein Spiel zum Angriff. Hinter einem Steine liegend, stürzt der Löwe auf den Pavian zu, aber über ihn hinweg in den Abgrund. Mit abgekühltem Blute, aber beißender Ironie erzählt der Pavian das Schicksal seines Herrn der Löwin. Sie, die Königin, denkt nicht an den Tod — nur an das faulende Zunderdosenholz für ihre Tabakspfeife. „*Gunub*“ (Morschheit) dient nämlich den Eingeborenen als Zunderdosenschwamm.

14. Dieselbe Fabel anders erzählt.

Der Löwe und der Pavian wohnten in einer Richtung. Der Löwe hat aber die Tiere des Feldes, die Grasfressenden, die Springböcke, und alle anderen, die da kamen gepackt bis zu den Pavianen hin; und auch diese sollten auf gleiche Weise verschlungen werden. Ein Mann allein und seine Kinder mit deren Söhnen waren übrig geblieben. — Der Löwe dachte: „Morgen werde ich vom Anpacken auch keinen einzigen mehr übrig lassen.“ Der Pavian aber dachte über ihn hinaus. Dieser stand am andern Morgen auf, ging auf die äußerste Spitze einer Bergwand hinauf, um sich eine Stelle zu wählen, wo sie ihn abwarten wollten. Da fand er einen Stein und probierte, wie er hinter demselben ausweichen wolle, wenn der Löwe käme. In der That: er hat es klug ausgedacht, und setzte sich also nieder. Da kam der Löwe desselben Weges daher. Er sah, wie der Pavian allerlei Experimente machte, und sagte ihm drohend: „Wart, ich will dir die Scherze vertreiben,“ und lauerte auf ihn. Dem Pavian ist das aber nicht entgangen. Er spielte auf seinem Bogen weiter:

„*Mū-ra khoi-ra ra !hawa! !gab-ōx ei khoi-ra ra !hawa!*“

Der Löwe hat indessen nicht bemerkt, wie der Pavian ihm gegenüber saß. Als der Pavian solches gewahrte, legte er sich *!kom-!noro* = rückwärts. So lauerten beide aufeinander. Sowie der Löwe ihn wieder sah, sprang er auf; aber der Pavian legte sich spielend hinter den Stein. So geschah es, daß der Löwe den Abhang hinunter stürzte, fiel und tot blieb. — Da kehrte der Pavian nach Hause zurück. Die Mutter der Löwenbehausung war aber sehr verwundert, daß er allein kam; und als die Sonne untergegangen war, frug sie: „Heisset! wo bleibt denn mein Sohn? Von jeher ist er um diese Zeit nach Hause gekommen.“ Der Pavian erwiderte darauf:

*Tauī mīta a-an khoiba nī dib gum aan-tse go mīs timi geise,
Psi ≠ ouse gei kkhōi ei gōagu āsa gūmo.*“

Auf diese zweideutigen und schwer verständlichen Worte hin frug sie wieder und er antwortete ihr in derselben Weise und fügte bei:

„Der Mann ging ja heute meinetwegen zu einem Wasserplatz hinab;“
 „Meinetwegen macht er sich zu schaffen auf einem Stinkplatz;“
 „Meinetwegen macht er einen Umweg, setzt sich und kommt zum faulen Aas;“
 „Meinetwegen ist er verreist auf dem Weg der Totengebeine;“
 „Meinetwegen mag er am Ort der völligen Fäulnis zuletzt vorbeikommen.“

Darauf erwiderte die Löwin: „Dann wird er ja Zunderdosenholz auflesen.“ Der Pavian antwortete: „Nur langsam, große Frau, mit deinen Kindern!“ So hat der Löwe gesehen, wie auch der Pavian lauert, und hat die Wahrheit nicht geschmeckt.

Erläuterung: Die erste dieser zwei Erzählungen stammt von den Bergdamra her und ist als das Original der zweiten zu betrachten, welche Namas weiter ausgebildet haben. Hier ist die Jagd nicht weiter berührt, dagegen ausführlicher hervorgehoben, wie der Löwe aufräumt mit allem was in seine Nähe kommt; wie der Pavian sich eine passende Stelle auswählt — seinen Gegner dahin lockt und ihn durch seine Lage täuscht. Der Pavian hat nämlich am Hinterkopfe zwei hellere Stellen, die von ferne gesehen, Augen ähnlich sind. Bald kehrte er dem Löwen diese, bald die Vorderseite zu. Die Mundharfe, das beliebte Spielinstrument der Bergdamra, hat einige Aehnlichkeit mit einem (Schiefs-) Bogen. Die Bogensehne wird in zwei ungleiche Hälften geteilt und unterbunden. Der Bogen ruht im Munde, welcher zugleich den Resonanzboden bildet. Durch Öffnen und Schließen desselben, sowie durch das Schlagen der Sehne mit einem Stöckchen werden 3—4 verschiedene Töne hervorgebracht. — Sehr mißverständlich lautet die erste Antwort des Pavian; aber noch ebenso verfänglich wie sarkastisch der Trauergesang, womit er die Reise seines Feindes ins Reich der Toten darstellt. Der Ausdruck: „Die Wahrheit nicht geschmeckt“ heißt: er hat seinen Willen nicht durchsetzen können.

15. Eine mißlungene Exekution.

Der Löwe tötete ein Zebra; er schlachtete es ab und hing es in einem Baume auf, bis er vom Wasser wieder käme, denn er hatte großen Durst. Indessen kam ein Bergdamra zur Stelle und sah, wie Fleisch auf einen Baum gelegt war. Er stieg hinauf und aß von dem Unschlitt. Als der Löwe herzukam, sah er einen Menschen auf dem Baume sitzen und frug: „Was für einer sitzt hier auf dem Balken eines Großmannes?“ Der Damra sprach: „J!“ Der Löwe frug: „J, bist du es?“ und er wiederholte: „J!“ Da sprach der Löwe: „Warte, J! Ich will dich heute was lehren!“ Und so rief denn der Löwe alle Fleisch fressenden Tiere zusammen und befahl:

„Sucht Holz zusammen — haut es vom Baume ab — und legt es bei;“

„Schieke ich Jemand hinauf — muß er herabstoßen den Damra;“

„Ins angezündete Feuer mit ihm — er muß geworfen werden ins Feuer!“

Und so zündeten sie ein Feuer an. Da hieß der Löwe den Schakal hinaufsteigen. Der aber sprach: „Hēē“ = nein; ich bin ja ein Krüppel! Und so hieß der Löwe den Wolf hinaufsteigen. Als dieser auf dem Baume war, rief er herunter: „Wenn ich den Damra ins Feuer geworfen haben werde, dann müßt ihr ihn bedecken.“ Die andern standen mit dem Holz parat, um es auf ihn zu werfen. Der Wolf faßte nun den Damra beim Arm, ihn herabzuziehen. Dieser gab auch mit dem Arme

nach. Unerwartet rasch zog er seinen Arm aber wieder an sich und so fiel der Wolf hinab neben das Feuer. Da begehrte er auf und sprach: „Nun werde ich dir aber also thun: ich werde hinaufsteigen und dich gewaltig ins Feuer werfen!“ So stieg er denn hinauf, that gleich wie zuvor, faßte ihn beim Arm und wollte ihn herabziehen. Da gab der Damra zuerst wieder nach, zog sich schnell zurück, so daß der Wolf ins Feuer fiel, und verbrannte. Die Menschen aber meinten, der Damra sei gefallen und bedeckten ihn mit Holz. Als sie damit fertig waren, schlugen sie ihre Augen auf und sahen den Damra droben sitzen. Darüber erschrakten sie so sehr, daß sie flohen, und der Damra allein bei dem Zebra sitzen blieb. Er als es auf, denn es war ja durch das Feuer gar geröstet; und als er es aufgegessen hatte, ging er nach Hause.

Erläuterung: Der Brauch, das Fleisch eines geschlachteten Tieres im Baume aufzuhängen, ist in Afrika ganz allgemein. Der Durst nach angestrenzter Arbeit ist gewöhnlich groß, die Wasserstellen aber meistens sehr fern. Der königliche Jäger, seines Standes sich bewußt, war nicht wenig überrascht einen Räuber seiner Beute auf dem Baume zu entdecken. Der Ausruf: „J!“ = ja, verrät, daß er ein Bergdamra ist. Seine Frevelthat soll er im Feuer büßen. Der sonst so schlaue Berater Schakal soll die Strafe vollziehen; er entschuldigt sich aber, leicht, weil er Unrat merkt und sieht, daß man auf einem Baume schlecht kämpfen kann. Gerichtsdieners Wolf übernimmt aber den Auftrag und ist seiner Sache gewiß. Er hat sich aber verrechnet. Er fällt für seinen Pflücker, der mit Überschätzung seiner Kraft und Klugheit gepaart geht, dem Feuer zum Opfer; der Bergdamra läßt sich dagegen wohl sein.

16. Die treulose Gattin.

Der Pavian hat mit dem Springbock Hochzeit gehalten und den zwei alten Leuten wurde ein Töchterlein geschenkt. Da ist es nun eines Tages geschehen, als die beiden, Mutter und Tochter, am Holz sammeln waren, daß sie sahen, wie die Springböcke wanderten. Das bewog die Mutter ihre Tochter zu belehren, indem sie zu ihr sagte: „Wenn ich gehe, mußt du nicht im Felde sitzen bleiben!“ Als sie nun vom Holzholen heimgekommen waren, ging die Frau ins Haus hinein, machte es rein, und währenddem sprach sie zum Pavian: „Hast du mich je, seit ich mit dir verheiratet bin, zu meinen Verwandten gehen lassen? ich habe heute sehr großes Verlangen nach meinen Verwandten!“ — Weil nun der Pavian allezeit an der Thüre des Hauses saß, weigerte er schon lange her den Springbock hinauszulassen und dachte: „Daß sie mir nicht, wenn sie Springböcke wandern sieht, mitläuft!“ — Als nun eines Tages wieder Springböcke vorübergegangen waren, gab er ihr doch einmal Erlaubnis vor das Haus zu gehen, und sie ging hinaus. Als der Springbock aber hinaus und zu seinen Menschen gekommen war, sprang er wie toll umher und sang mit seiner Tochter:

„Der Mutter gleich an Gestalt ist das Kind — an Gestalt das Kind;“

„der Mutter gleich ist weifs im Gesicht — weifs im Gesicht das Kind;“

„der Mutter gleich an Gestalt ist das Kind — an Gestalt das Kind;“

„der Mutter gleich ist weifs im Gesicht — weifs im Gesicht das Kind!“

Darüber war der Pavian aber sehr betrübt und klagte:

„Hm, soll ich denn ein Schakal werden? hm!“

„Fahlwimperige Töchter? hm!“

„Soll ich denn ein Schakal werden? hm!“

„Fahlwimperige Töchter? hm! tsam, tsam, tsam!“

„Ihr Grofsfeldbesitzer!“

„Ihr habt meine Seele getötet!“

Erläuterung: Der Pavian ist ein Kolonist. Er hat den Springbock, eine braune Eingeborene, zum Weibe genommen. Auf die Dauer hat es dieser aber nicht bei dem Kolonisten gefallen. Sie war wohl nur sein Keksweib und Sklavin in einer Person. Das freie Leben der Stammesangehörigen sagte ihr besser zu, wie die Gefangenschaft bei dem alten Kolonisten. Glückt es ihr auch nicht sogleich fort zu kommen, so doch später. Aus dem erbetenen Besuch wird freilich ein Abschied auf Nimmerwiedersehen. So ausgelassen Mutter und Tochter sind aus Freude über die erlangte Freiheit, so traurig ist der Kolonist gestimmt über seinen Verlust. — Der kurze Zug kennzeichnet die sittlichen Verhältnisse in der Kap-Kolonie früherer Zeit.

17. Ein Retter in Not.

Es wird erzählt, daß acht Zebrastuten sich im Felde befanden, die sämtlich trächtig waren. Eines Tages nun gingen die Zebra zum Wasser, weil sie durstig waren. Als sie hinzukamen, safs der Pavian gerade dabei — verweigerte ihnen das Trinken und sprach: „Tsaë, hoë!“ „In meines Vaters Wasser sind Wasserunken!“ Da kehrten sie um und kamen nach acht Tagen wieder. Der Pavian weigerte sich aber, sie wiederum trinken zu lassen mit denselben Worten. Auf diese Weise hat er bis zu acht Malen das Trinken verboten und sie kehrten jedes Mal wieder um, weil kein Hengst bei ihnen war. Nachdem sie nun siebenmal vergeblich zum Wasser gekommen waren, warfen sie Füllen; aber nur sieben von ihnen und zwar lauter Stutenfüllen. Die eine mit nur einem gesunden Auge hatte noch nicht gefüllt. — Über diese Sache waren die Zebra sehr betrübt. Es war eben kein Hengst bei ihnen, der sie schützen konnte. Endlich hat das einäugige Zebra auch gefüllt und einen Hengst geworfen. Hierüber waren die Stuten sehr erfreut. Alle gaben ihm zu trinken, damit er schnell groß werde. Als der junge Hengst nun klug geworden war, kamen sie wieder zum Wasser. Der Pavian hat ihnen aber auch dieses Mal das Trinken nicht gestattet und sie mußten umkehren, ohne Wasser geschmeckt zu haben. Nach wieder acht Tagen, als der Hengst schon Vaterflügel bekommen hatte, kamen sie zur Tränke. Der Pavian aber sprach: „Tsaë, hoë!“ „Wie ich von jeher gesagt, so sage ich auch jetzt.“

Der Hengst kehrte sich aber nicht daran; er ging hinab und die Stuten folgten ihm. Da sprang der Pavian auf und sprach: „Tsaë, hoë!“ „In meines Vaters Wasser sind Wasserunken!“ Er packte den Hengst unter den Vorderbeinen und brachte ihm dort einen Rifs bei, der jetzt noch dort vorhanden ist. Da sprang der Hengst um und schlug den Pavian ins Gesicht. Von da an bekam der Pavian die hohle Stelle über der Nase unter der Stirne. Doch nicht das allein. Der Pavian

wurde auch auf einen heißen Stein niedergedrückt, so daß ihm die Haut abging, wie jetzt noch zu sehen ist.

Erläuterung: Diese Fabel verrät durch ihre Zahlensymbolik einen Dichter, der wahrscheinlich schon eine Schule passiert hat und dem es daran lag, eine ältere, einfachere Sage weiter auszugestalten. Ein geschichtlicher Hintergrund, wobei Personen eine Rolle spielen, wird schwerlich anzunehmen sein. Demnach spiegelt sich ein Stück Nomadenleben in dieser Fabel ab; besteht es doch zumeist im Weigern des einen und Gewalt gebrauchen des andern.

Sagen.

18. Kampf ums Dasein.

Ein Mensch wohnte mit allen wilden Tieren allein zusammen und spielte mit ihnen das nHus-Spiel. Er war aber klüger wie alle, und hat daher immer gewonnen. Darüber wurden sie sehr zornig und drohten ihm mit Strafe. Der Löwe trat zuerst hervor und sprach: „Ich werde dich gleich kurz und klein treten!“ Das Nashorn sagte: „Und ich werde dich gleich mit meinen Hörnern durchbohren!“ Desgleichen sprach auch der Büffel. Der „Mensch“ sagte aber kein Wörtchen dazu und stellte sich, als gäbe er ihnen Recht. (Der Pavian spielte den Diener der ganzen Gesellschaft). Im Grunde war der „Mensch“ aber sehr ärgerlich über die fortwährenden Demütigungen, die er zu ertragen hatte, und dachte: Einen von ihnen werde ich doch noch kriegen und ihm zeigen, was er für ein Kerl ist. Am meisten hat der Löwe ihn geärgert. Des Löwen Mutter hat ihren Sohn aber sehr gewarnt und ermahnt, nichts mit ihm anzufangen, indem sie sprach:

M. „Mein Sohn, hast du den Aufrechtgehenden gesehen?“

„Wie er den Kopf zwischen den Schultern trägt!“

S. „Alle Tage sehe ich ihn und er flieht von mir bis Aiob hin.“

M. „Nein, du meinst den Vogel Strauß — paß auf, daß du nicht in seine Hände kommst.“

S. „Ei was, ich werde ihn nur so zertreten.“

Zuvor hatte der „Mensch“ einen Hund und Eisenstein von den Tieren gekauft. Die jungen Hunde zog er auf, dressierte sie für die Jagd und aus dem Eisenstein machte er sich Pfeilspitzen zurecht. — Eines Tages nun ging der „Mensch“ ohne seine Spiel- und Jagdgerätschaften weg und sagte zu seiner Frau folgende Worte: „Wenn ich nachher den Pavian schicken werde, dann mußt du, wenn er von den Hunden gebissen wird, dieselben nicht wegjagen. Laß nur zu, daß er ganz schwach wird vom Beißen der Hunde, dann mußt du sie wegjagen.“ Dann ging der „Mensch“ und sandte den Pavian. Dieser lief mit dem größten Vergnügen, denn er wollte gar zu gerne die Niederlassung des „Menschen“ einmal sehen und das Eisen herbeischaffen, wie ihm gesagt war. Als er nun hinkam, packten ihn die Hunde und bissen gehörig auf ihn ein. Die Frau jagte die Hunde aber nicht gleich weg, wie der „Mensch“ es ihr befohlen hatte, bis er ganz schwach geworden war. — Indessen wartete der „Mensch“

auf das Kommen des Pavian; er kam aber nicht, denn er schlug einen andern Weg ein und schimpfte nur so in die Luft hinaus:

„Wenn ihr Eisenstein verkauft, dann müßt ihr den Hund zurückbehalten!“

„Und wenn ihr den Hund verkauft, dann müßt ihr den Eisenstein zurückbehalten!“

„Ihr habt eine grundschlechte Wirtschaft miteinander!“

Der „Mensch“ hörte übrigens alles, was der Pavian sagte — stellte sich aber vor den andern, als hörte er es nicht, und sprach: „Ich habe doch den marub (Pavian) gesandt, weshalb kommt er denn nicht und läuft sonstwo herum und seine Worte verstehe ich nicht?“ — Als sie so noch zusammen saßen, regnete es. Da sprach der „Mensch“:

M. „So, morgen werde ich gehen und unser Feld besehen!“

L. „Was! unser Feld? — Ich sehe längst, du willst mit uns Eins sein — nur um zu regieren!“

M. „Nein, nicht zum Herrschen bin ich hier — aber einmal hier — werde ich gehen — wie gesagt!“

L. „Und ich werde morgen kommen und dir zeigen, wer du bist!“

M. „Meinetwegen geh, wann du willst!“ sprach der „Mensch.“

Da ging der Löwe am andern Morgen früh zum Regenwasserteich, kam zu einem dichten Gehölze und legte sich. Der „Mensch“ ging auch, nahm aber seine Hunde, Bogen und Pfeile mit und suchte nach dem Winde, um unter dem Winde hinzukommen, damit die Hunde ihn nicht zu früh aufstöbern sollten. Bald kamen sie auf die rechte Fährte und die Hunde zwangen mit Gewalt nach jener Seite hin. Er liefs es aber nicht zu, sondern liefs sie erst trinken und, als sie sich satt getrunken hatten, trank der „Mensch“ auch. Da sprang der Löwe mit einem Mal brüllend aus dem Busche hervor, legte seine Ohren und Haare nach hinten — die Hunde aber packten ihn und bissen ihn ganz kraftlos. Der „Mensch“ jagte die Hunde aber weg und sprach:

„Töten werde ich dich nicht, aber mit zwei Pfeilen dich verwunden, damit du im nächsten Jahr den andern noch erzählen kannst, wie ich dich getötet habe!“ Und er schofs und ging heim.

Als der Löwe nun am andern Tage allein und kraftlos nach Hause kam, frug ihn seine Mutter: „Bist du mit dem „Menschen“ zusammengetroffen?“ Er sprach „Ja.“ Da fuhr sie fort und sprach: „Sieh, das ist das Ding, vor dem ich dich warnte!“ Hierauf lief die Löwin Rache schnaubend zu dem Gehölze des „Menschen“ und tötete ihm zwei seiner Hunde. Der „Mensch“ aber stand auf, schofs sie tot und tötete auch ihren Sohn. Von der Zeit an bekam der „Mensch“ Ruhe und wurde von allen andern geachtet.

Erläuterung: Bei nachstehenden Sagen tritt das Gewand der Fabel immer mehr zurück und die historische Begebenheit klarer hervor. — Diese Erzählung gewährt einen Einblick in die kulturhistorischen Verhältnisse früherer Zeiten. Auf solche und ähnliche Manieren verursachten fremde Eindringlinge allmählich festen Boden zu gewinnen. Der unbestimmte Name „Mensch“ legt es nahe, an einen in der englischen Kolonie erzogenen Khoi-khoib-Mensch, Freund — zu denken, welcher sich im Gebiet der freien, reinen Namas anzusiedeln versucht. Doch kann es auch ein europäischer Kolonist sein, der sich ansiedeln möchte; und ich bin geneigt dieser Annahme den Vorzug zu geben. In jedem Falle hat man unter den spielenden

Tieren Eingessene zu verstehen, die dem Fremdling wohl ein Gastrecht zugestehen, aber als Teilhaber und Grundbesitzer ihm durchaus kein Recht verleihen wollen. Die Verluste beim Spiel erregen den Neid, den Haß der Eingeborenen, der zu lauten Drohungen fortschreitet. Das Werfthaupt (der Löwe) macht sich am meisten bemerklich und schlägt selbst die Warnungen seiner Mutter in den Wind. Gegen dessen Gefahren sticht das besonnene Verhalten des Kolonisten vorteilhaft ab. — Das nHus-Spiel war einst Lieblingsbeschäftigung weniger alter Nama-Khoi-khoi. Ob der Fremdling es unter den Eingeborenen einbürgerte, oder jener es von diesen erlernte, ist schwer zu sagen. In etliche auf dem Sandboden gezogene Querlinien werden eine Anzahl Grübchen gemacht und trockene Bockmistkügelchen von einem ins andere geworfen nach gewissen Gesetzen. Ein sinniges Spiel — heute aber nur wenigen mehr bekannt. — Der zeitgemäße Ankauf des Hundes und der Eisenwaren seitens des Menschen verschafft ihm außerordentlich großen Vorteil. Es sind ja Waffen, um welche er reicher — jene ärmer geworden sind. In neuester Zeit ist der Austausch anderer Art. Die Eingeborenen kaufen vom Europäer Waffen und Munition. Den Diener Harub (Pavian), der von den Eingeborenen stammt, weiß der Mensch für seine Zwecke gut auszunützen, resp. ihn unschädlich zu machen. Er schimpft mehr über seine Volksgenossen wie über das ihm zugefügte Leid. Er sieht, wie thöricht sie gethan, als sie dem Menschen ihre Hauptwaffen gleichzeitig auslieferten. Er fühlt sich als das erste Opfer ihrer Thorheit. — Ein neuer Streit entsteht über den Regenwasserteich. Nach Landessitte gehört für jetzt demjenigen das Weidefeld, welcher zuerst die Quelle oder den Teich entdeckt. Das Stammhaupt sucht sein Vorrecht mit Eifer zu wahren. Der Mensch aber geht mit Überlegung und seinen Machtmitteln vor. Seine Besonnenheit und seine Waffen verschaffen ihm den Sieg. Er trägt jedoch keine Mordlust im Herzen. Sein Gegner soll als Krüppel den andern Grobssprechern nur als Wahrzeichen und zur Warnung dienen. Die „Großfrau“ sucht am Eigentum des Menschen ihr Mütchen zu kühlen, indem sie zwei seiner Hunde erschlägt. Das bewegt den Menschen, dieser Sippe vollends den Garaus zu machen. — Der Verlauf dieser Geschichte enthält eine Prophezeiung für die gesamte braune Rasse. In diesem Einzelbild ist der Gang resp. der Untergang, die Unterjochung der ganzen Nation vorgezeichnet.

19. Der Preis des Tapferen.

Eine mächtig große Schlange, serpens genannt, hat die Tochter eines Europäers im Felde angetroffen, als sie Holz aufas, und hat sie genommen und geheiratet. Da sie nun so lange ausblieb und nicht mehr nach Hause kam, haben die Leute sie gesucht. Sie konnten ihr aber nicht näher kommen, weil die große Schlange zu böse war und alle Menschen, die in ihre Nähe kamen, tötete. Die Menschen scheuten sich daher, sie ferner zu suchen. Darüber geriet der Europäer in große Betrübniß. Er sah sich nach andern Menschen um, die er schicken wollte, aber alle waren zu furchtsam. Eines Tages kamen nun zwei Brüder zu dem Europäer auf Besuch. Diesen erzählte er alles, was vorgefallen war, bat sie und sprach: „Geht ihr doch und wenn ihr könnt, dann gebt mir die Tochter und ich will sie einem von euch zum Weibe geben. Da erklärte der Ältere von beiden: „Das übernehme ich!“ Der andere sagte nichts dazu. Da gab der Europäer ihnen glänzendes Metall und sprach: „Nehmt es, und wenn die Schlange wütend wird und sie sich auf euch wirft, dann haltet ihr das weiß glänzende Metall (eine Art Spiegel) vor und laßt sie also sich selbst stechen.“ Der Ältere sprach: „Ach was, das Metall ist gar nicht nötig; ich werde sie mit dem Messer durchschneiden.“ Der Europäer

sprach: „Nimm es nur!“ Da nahmen sie es und gingen. Der Europäer verlangte von ihnen zum Zeichen die Haut der Schlange und deren Zunge. Der Ältere sprach darauf: „Nein, ich werde ihre Haut in kleine Stücke zerschneiden!“ Der Europäer aber blieb dabei und sprach: „Gib mir die ganze Haut!“

Da gingen die zwei und fanden eine alte Schlangenspur. Der Ältere frug den Jüngeren: „Was ist das für eine Spur?“ Dieser erwiderte: „Das ist die Spur des Dings, von dem du sagst, du wolltest es in Stücke schneiden.“ Daraufhin fanden sie eine Spur, die von ehgestern sein konnte. Der Ältere frug wieder wie vorhin und der Jüngere gab ihm dieselbe Antwort zurück. Wieder fanden sie eine Spur von gestern oder heute. Auf seine Frage erhielt der Ältere vom Jüngeren die gleiche Antwort. Als sie nun so weiter gingen, sahen sie die ganz frische Spur der großen Schlange. Da wurde dem Älteren sehr bange ums Herz und er sprach: „Lafs uns umkehren!“ Der Jüngere sagte: „Nein — du hast ja zuerst gesagt, ich werde das Ding in Stücke schneiden, weshalb wirst du denn jetzt bange?“ Jener sprach: „O, lafs uns doch umkehren, mein Bruder; das ist ja ein erschrecklich großes Tier!“ Der Jüngere aber sprach: „Nein, lafs uns gehen; du hast ja gesagt, du wolltest das Ding in Stücke schneiden.“ Der Große sagte: „Wenn du denn so beherzt bist, dann mache mich hier fest (binde mich an). So wurde dieser fest gebunden und stehen gelassen. — Der Jüngere dagegen nahm das Metall und ging allein weiter. Endlich erreichte er das Loch und sagte zu der Tochter: „Komm heraus!“ Diese aber sprach: „Nein, kehre schnell um, die Schlange wird gleich kommen!“ Er aber sprach: „Komm nur heraus!“ Sie entgegnete: „Wahrlich du wirst sterben, wenn du nicht umkehrst!“ Er aber rief sie abermals heraus und sprach: „Nein ich werde nicht sterben, komm nur heraus!“ So kam sie heraus und sie wechselten ihre Ringe.

Überdem merkte die Schlange, daß ein Mensch vor der Höhle gewesen war und sie kam von dorthier angelaufen — wie ein Donner hörte es sich an. Als die Tochter das furchtbare Geräusch hörte, wollte sie fliehen, er aber erklärte: „Keineswegs!“ Da stürzte die Schlange auf ihn zu; er aber warf ihr das glänzende Metall entgegen. Da stach die Schlange das Eisen und sich selbst. So hat sie sich bis zum Ermatten selbst gestochen und der Mann ging hin und schlug sie vollends tot. — Dem Älteren aber, als er solches sah, ist etwas Menschliches passiert vor lauter Schrecken. — Der Jüngere dagegen zog der Schlange die Haut ab und schnitt ihr die Zunge aus. Die beiden (Tochter und ihr Retter) kamen hierauf zu dem Älteren und banden ihn los. Solange dieser sich wusch, ruhten die zwei im Schatten eines vorspringenden Felsen. Als jener hinzukam, fand er den Jüngeren eingeschlafen. Der Ältere nahm diesen Moment wahr, nahm die Tochter auf den Rücken und ging nach Hause, ohne daß der Jüngere aufgewacht wäre. Zu Hause angelangt, war der Europäer hochofren und der Ältere hob an zu erzählen — machte seinen Bruder so schlecht wie möglich und sprach: „Er ist kein Kerl — er ist schrecklich bange; als wir die Spur fanden, sprach er: „Lafs uns

umkehren!“ Ich aber weigerte mich. „Mach mich fest“, bat er; da band ich ihn, als er das Rauschen der Füße hörte, hat er seine Kleider beschmutzt. Das Ding habe ich in Stücke zerschnitten samt der Haut, wie gesagt; der Knabe ist zurückgeblieben, wegen Scham kam er nicht!“ —

Die Tochter sagte nichts, sie wußte es besser. — Als der Jüngere anlangte, gab er die Schlangenhaut und die Zunge ab. Der Ältere sah vor Scham auf den Boden und steckte den kleinen Finger in den Mund. Der Sohn erzählte, wie er die Schlange getötet hat. Der Ältere strich seine Hände über den Rücken und ging heim. Der Sohn aber heiratete die Tochter, wie ihm versprochen war.

Erläuterung: Der vorliegenden Erzählung liegt ein geschichtlicher Vorgang zu Grunde, der aber teilweise von der Farbe der Fabel übertüncht ist. Zunächst kann es auffallen, daß die Tochter eines Europäers in Gefangenschaft gerät, während sonst Kolonisten die Eingeborenen ohne Unterschied des Geschlechtes raubten. Sollte aber ein Fall umgekehrter Art nicht auch möglich sein, oder ähnliches nur unter Indianern in Nordamerika vorkommen können? — Der Name der Schlange, *serpens*, ist dem englischen entnommen. Die Furcht des Europäers und seiner Freunde zeigt wie auch ein Eingeborener Schrecken unter der weißen Bevölkerung verbreiten kann. — Unter dem glänzenden Metall ist ein Metallspiegel oder weils glänzendes Blech zu verstehen, das Bilder aufnimmt und reflektiert. In Tropenländern wirkt alles Glänzende in den Strahlen der Sonnen effektvoller wie im Vaterlande. In wie weit Schlangen auf solche Weise irre zu führen und von dem Gegenstand ihres Angriffs abzulenken sind, kann ich nicht näher beweisen, halte es aber für nicht unmöglich. Jedenfalls dient dieser Zug als Staffage des Ganzen. — Im übrigen ist das Betragen des Brüderpaares höchst lehrreich. Der Prahlscham erscheint in einem ganz jämmerlichen Licht, als es galt mutig und sicher den Zweck zu verfolgen. Über die Entführung der geretteten Tochter kann man seinen Unwillen kaum verbergen. Die vollständige Verkehrung des Sachverhalts reizt geradezu zum Widerspruch. Doch nicht lange währt es und der Schwindler wird entlarvt. — Wie edel benimmt sich der jüngere Bruder! Er weiß, der Lohn seiner Tapferkeit muß ihm werden; davon ist er fest überzeugt. Daher liest man auch nichts von stürmischem Wesen und Zornesausbrüchen. Trägt er doch die Pfänder seiner Kühnheit als die allerbesten Zeugen in Händen.

20. Vernichtung der Gottlosen.

Zwei Brüder wollten eines Tages ihre Schwester besuchen. Diese wohnte aber unter einem böß gearteten Volke. Als sie nun ihren Wohnort verließen und Vögel fanden, beschworen sie dieselben, indem sie dieselben also anredeten: „Sind kluge Vögel unter euch?“ Sie antworteten: „Alle thöricht, alle thöricht!“ Als sie weiter gegangen waren, fanden sie andere Vögel und stellten an sie dieselbe Frage. Diese erwiderten: „Nur Dumme da!“ Noch weiter gekommen fanden sie andere und fragten ähnlich wie zuvor: „Ob denn nicht ein weiser Vogel da sei?“ Die Antwort lautete: „Allzumal dumm.“ Dieselbe Frage stellten sie an alle Vögel, denen sie begegneten, und vernahmen stets dieselbe Antwort. Zuletzt fanden sie Perlhühner und fragten diese: „Sind keine klugen Vögel unter euch?“ Darauf hörten sie die Antwort: „Wir sind alle klug, nur klug.“ Da fingen sie einen derselben, banden ihm die Beine zusammen und gingen ihres Weges weiter.

Als sie sich dem Gehöfte (ihrer Schwester) genähert hatten, verbargen sie sich im Gebüsch. Da geschah es so wunderbarerweise,

dafs die Kinder ihrer Schwester hinzukamen und sie dieselben erkannten. Sie sprachen zu ihnen: „Gehet und saget eurer Mutter heimlich, dafs ihre Brüder hierher gekommen seien.“ Die Kinder thaten also, wie zu ihnen gesagt war; aber die Mutter hat ihre Brüder verleugnet, nichts von ihnen wissen wollen und gesagt: „Ich bin von jeher nicht mit Brüdern geboren“ und machte es den Leuten bekannt, dafs zwei Menschen hierher gekommen seien. Als sie nun wufsten, dafs sie erkannt waren und nicht länger verborgen bleiben konnten, kamen sie aus dem Gebüsche hervor. Zu ihrer Schwester gekommen, liefs diese sie aber sitzen und bezog ein anderes Haus. So safsen sie denn ganz allein in dem Hause. Da banden die zwei das Perlhuhn oben auf dem Dache fest. Der Ältere von beiden sprach dann zu dem Jüngeren, dafs er wach bleiben solle; er selbst aber schlief ein. Die Bewohner des Orts dachten nun, dafs die beiden schlafen würden; sie näherten sich lauernd und gedachten sie zu töten. Als das Perlhuhn merkte, dafs die Menschen herannahten, gackerte es:

„*Gāna-nā-nā ngāb-ngāb-ngāb!*“

Und der Junge sagte: „*Tsai-hoi!* mein Vogel, ich bin hier!“

Da kehrten die Menschen um. Als alles wieder stille geworden war, lauerten sie wieder und der Vogel sagte:

„*Gāna-nā-nā ngāb-ngāb-ngāb!*“

Worauf der Junge sagte: „*Tsai-hoi!* mein Vogel, ich bin hier!“

Auf diese Weise mühte er sich ab bis zur frühen Morgenstunde. Da wurde er schläfrig, weckte seinen Bruder und sprach: „Hilf mir wachen, denn mich überfällt der Schlaf“, und er schlief ein. Während dem gackerte der Vogel wieder, und der Ältere von beiden sagte:

„*Tsai-hoi!* mein Vogel, ich bin hier.“

Da kehrten die Menschen wieder um. Der Ältere konnte aber nicht so lange wach bleiben wie sein jüngerer Bruder, er wurde schnell wieder schläfrig und schlief ein. Die Feinde kamen aber schon wieder herangestürzt, wie wenn sie von Hunden gehetzt wären. Da rief der Vogel mehrmals nacheinander:

„*Gāna-nā-nā ngāb-ngāb-ngāb — ngāna-nā-nā ngāb-ngāb-ngāb!*“

Aber nur eine ganz leise Antwort wurde gehört, dann wurde alles wieder still. Da drangen die Feinde ins Haus, zerrissen die Schnur, mit welcher der Vogel festgebunden war und die zwei Brüder wurden erschlagen. Am frühen Morgen kam der Vogel zur Mutter geflogen, als sie Holz aufas und sagte:

„*Aibes, mnuris, inanus, nēis ! gakha ! gam — nēis ! gakha ! gam.*“

(Feuer, Nichte, Wolke, ihre Brüder tot — ihre Brüder tot).

Darauf sagte die Frau: „Der Vogel, welcher so spricht, spreche wieder und ich will dann gut hören.“ Da gackerte der Vogel wieder:

„*Aibes, mnuris, inanus, nēis ! gakha ! gam — nēis ! gakha ! gam.*“

Da ging die Frau nach Hause und sprach zu ihrem Manne: „Komm her und hilf mir hören, was der Vogel sagt.“ Als der Mann dort war, sagte er: „Der Vogel, der so spricht, spreche wieder, lafs mich hören!“ Da gackerte der Vogel abermals:

„*Aibes, mnuris, inanus, nēis ! gakha ! gam — nēis ! gakha ! gam.*“

Jetzt verstanden sie, was der Vogel sagte. Da wurde der Mann Wolke und die Frau Feuer und über jenem Platze regnete es. Der Mann schlug:

„#Gara-ra — #ga — #ga“ — und die Frau machte: „Hawu-wu-wu!“ über jene Menschen mit Feuer und Wasser. — So ist jener Ort gänzlich vernichtet mit allen seinen Bewohnern.

Erläuterung: Man kann versucht sein zu fragen, ob diese Legende reine Dichtung ist, oder ein historischer Kern ihr zu Grunde liegt. Ich bin geneigt, letzteres anzunehmen. — Die Beschwörung der Vögel und die Verwandlung der Eltern in ein strafendes Gewitter (am Anfang und am Schluß) sind so sehr der Anschauungsweise der heidnischen Naman entnommen, daß sie nicht als bloße Erfindung zur Ausschmückung des Ganzen zu betrachten sind. Die Eingeborenen würden z. B. den Unterricht, den unsere Vogelliebhaber zuweilen den Staaren, Papageien und anderen erteilen, schon in das Bereich der Zaubermagik versetzen; ebenso wie sie aus den Naturlauten der Tierwelt Gedanken und Worte herauslesen, die wir nicht so leicht in ihnen finden würden. Auffallende Naturerscheinungen bringen sie rasch in Verbindung mit menschlichen Vergehen und überirdischem Eingreifen. — Die Brüder haben also nach vergeblichem Bemühen, andere Vögel zu ihren Zwecken abzurichten, ein Perlhuhn gefangen und unterrichtet. Dieses versah den Dienst eines Wächters, so lange sie in dem Mattenhaus der lieblosen Schwester sich aufhielten. Die Schwester war schon gründlich von der Gottlosigkeit ihrer Umgebung angesteckt, sonst hätte sie unmöglich ihre Brüder umbringen lassen. Im Schlafe sollten sie erschlagen werden. Einen offenen Angriff bei Tag scheuen sie. Das Gackern des Perlhuhns verscheucht sie immer wieder. Nach Namasitte hat der Jüngste stets den schwersten Dienst. Der Ältere verhält sich sorgloser. Seine Schlaftrunkenheit wird verhängnisvoll. Man kann lange Zeit hindurch äußerst pflichttreu sein — ein unbewachter Augenblick setzt die ganze vorausgegangene Mühe aufs Spiel. — Der befreite Vogel verkündet die unheilvolle Botschaft zu Hause und wurde nach vereinter Anstrengung endlich auch verstanden. Die Eltern vernehmen, daß die Schwester (wörtlich Verwandte) ihre Brüder getötet hat und ein schweres Gewitter über sie kommen wird. Die am Schluß vorkommenden Naturlaute sind eine Nachahmung des einschlagenden Blitzes und der rollenden Flamme. Die Verwandlung der Alten in ein Gewitter soll das Strafgericht über die Gottlosen nur um so schärfer hervorheben. Daß den „Alten“ unter den Eingeborenen übernatürlicher Einfluß auf die gesamte geschaffene Kreatur zugetraut wird, ist unter den Heiden alldort ein Glaubensartikel.

21. Geschwisterliebe.

Eine Anzahl junger Burschen sammelten eines Tages Milch zusammen, um sie auszusaugen. Jeder von ihnen liefs seine Schwester auch davon prüfen. Nun waren auch zwei Brüder dabei, die von ihrer Mutter Milch bekommen hatten, aber keinen Bast dazu. So fragten sie also um Bast:

„Hamtsi-ikara-ikaras iās

mare!“ =

„#Nutsi-xunubes iās mare!“

Du grofse Spinne, gib mir Bast!

Du schwarzer Käfer, gib mir Bast!

Du Kreuzspinne, du Dreckkäfer gib

„#Nüis, iās mare! xoxos iās mare!“ mir Bast!

Die andern Burschen sprachen: „Diese Frau hier, weshalb gibt sie den Ihrigen keinen Bast?“ und lachten und spotteten über sie. — Eines Tages fragten nun die zwei ihre Mutter, ob sie denn nicht auch eine Schwester hätten; sie sprach: „Freilich habt ihr auch eine Schwester, sie wohnt aber unter einem böse gearteten Volk.“ Da sagten sie:

„Dann werden wir gehen und sie holen.“ Die Mutter aber erklärte: „Ihr werdet dann ermordet werden.“ — Eines Morgens bereiteten die zwei sich vor zu gehen. Sie nahmen aber ihre Bogen, Pfeile und Hunde auch mit sich. Als sie nun abgereist und dort angelangt waren, versteckten sie sich in einem Dornbusch. Nahe bei demselben spielten die Kinder mit wilden Melonen und fingen sie auf, wenn sie daher gerollt kamen. Als nun auch wieder eine herbeigerollt und aufgefangen wurde, erkannten sie in dem Mädchen ihrer Schwester Tochter und diese erkannte auch ihre Onkel. Darauf lief sie nach Hause, und zu ihrer Mutter gekommen, sprach sie: „Ich habe zwei Männer gesehen und sie sind mit dem Volke Eins-Zwei.“ Da wußte sie, daß es ihre Brüder waren. Darnach ging sie, nahm einen Riemen und holte dörres Gras, legte es auf den Steiger, verbarg ihre Brüder und die Hunde darunter und zog ihre Namakleider an, damit die Männer durch ihren Geruch nicht erkannt werden möchten.

Als nun der Elefant, der auf Jagd gewesen war, nach Hause kam und bei seiner Wohnung ihm ein fremder Geruch entgegenkam, hätte er beinahe das Haus eingerissen (vor Wut); die Frau aber sprach beschwichtigend zu ihm: „Großes Giraffenbaumrohr! beruhige dich, ich habe meine Heimatkleider angezogen. Daraufhin wurde er ruhiger. Die Frau sprach weiter zu dem Elefanten: „Hast du mir je, seitdem ich als Braut mit dir eingezogen bin, ein Schaf geschlachtet, das hinten am Ende des Kraales sitzt?“ Er sprach: „Was hast du gefunden?“ und er schlachtete einen Hammel für sie. Zur Ruhezeit brachte sie aber denen im Steiger zu essen. — In der Nacht aber, als die Leute schliefen, bereiteten sie sich in der Stille vor und lauschten, wie die Menschen schliefen. Zuerst lautete der Schlaf: „*Xou-#abababa!*“ etwas später klang es: „*Sami-mī, sami-mī.*“ Da machten sie alle Dinge zurecht und stellten sie für den Aufbruch fertig; denn jetzt war es Zeit zum Verziehen. Zuvor aber haben sie alle Dinge beschworen und gesprochen:

„Meine Rinder, wenn ihr schreit: *hōu-oh!* dann werdet ihr mich töten!“
 „Meine Schafe, wenn ihr schreit: *be-a!* dann werdet ihr mich töten!“
 „Meine Matten, wenn ihr rauscht: *sawa!* dann werdet ihr mich töten!“
 „Meine Pfähle, wenn ihr knarrt: *#gara!* dann werdet ihr mich töten!“
 „Meine Bambusse, wenn ihr fallt: *!khawu!* dann werdet ihr mich töten!“

So haben sie zuvor alles beschworen, das Beste dann aufgepackt und sind davongegangen. — Am andern Morgen früh rannte der Elefant aber ihnen nach. Aus Vorsicht hatten sie aber das kleine Mädchen so auf den Reitochsen gesetzt, daß es nach hinten sah. Wie sie nun den Vater ankommen sah, meldete sie es sogleich. Da legten sie sich in dem Gesträuch, das an beiden Seiten des Weges war nieder, und warteten bis er kam. Da schossen sie von beiden Seiten auf ihn los und die Hunde bissen auch auf ihn ein, so, daß der Elefant starb. Sie aber kamen zu Hause an.

Als die Burschen nun diese Frau ankommen sahen, achteten sie ihre Schwestern nicht mehr, weil sie, mit dieser verglichen, häßlich waren.

Erläuterung: Diese Erzählung ist so sehr nach dem Leben gezeichnet, daß man nur den später vorkommenden Namen des Ehemanns: „Elefant“ zu ändern braucht, und man hat eine geschichtliche Begebenheit vor sich, deren Glaubwürdigkeit nicht bezweifelt zu werden braucht. Etliche nationale Gebräuche bedürfen aber der Aufklärung. Gemeinschaftlicher Milchgenuss unter Familiengliedern oder Nachbarkindern ist nichts Seltenes. Die Milch wird in der Weise ausgesogen, daß die Töchter gewöhnlich zerfaserten Bast der Dornbäume zur Hand haben, weil sie ihn zu Schnüren gedreht, beim Mattennähen bedürfen. Sie reichen also ihren Brüdern den Bast dar, den man als eine Art Schwamm sich zu denken hat und dürfen dafür auch in die Süßmilch eintauchen und aussaugen. Ein Brüderpaar ist nicht so glücklich mit Bast bedient zu werden. Sie bitten daher die andern Mädchen mit deren namaschen Kindernamen um den faserigen Schwamm, fallen dadurch aber dem Gespött der andern anheim. Zu ihrem Troste vernehmen sie später, daß sie auch eine Schwester besitzen, aber in der Ferne wohnend. Trotz Warnung der Mutter ruhen sie nicht, bis sie dieselbe aus ihrer unfreiwilligen Ehe befreit haben. Von ihrem Versteck aus erkennen sie durch irgend ein Zeichen ihre spielende Nichte, das Töchterlein ihrer Schwester. Das Kinderspiel besteht darin, daß die einen wilde Melonen rollen gleich einer Kegelkugel und andere sie mit spitzen Stöcken auffangen. Der Ausdruck: „Eins-Zwei“ besagt: sie gleichen sich (d. h. die Onkel der Mutter). Der Steiger ist ein Gerüst im Hintergrund des Mattenhauses, auf welchem den Tag über das Bettzeug und andere Geräte aufeinander geschichtet werden. Hier werden die Fremdlinge zwischen dem Heu verborgen. Der Elefant, der Gatte der Schwester, wahrscheinlich ein Kolonist, merkt bei seiner Rückkehr Unrat. Jede Nation hat ihre eigene Exhalation (Ausdünstung). Um ihre Brüder nicht zu verraten, legt die Namafrau ihre Nationalkleidung an. Der empörte Hausherr, ohne näher zu untersuchen, läßt sich von der Frau beruhigen, wird sogar willig auf ihre Bitte einen Hammel zu schlachten. Sie bewirtet damit heimlich ihre verborgen gehaltenen Gäste. „Was hast du gefunden?“ heißt auf gut deutsch: „Was fällt dir ein?“ Der Plan zur Flucht gewinnt an Gestalt. Die Beschwörung, die sie vornehmen, ist echt namasch. Auch das leiseste Geräusch muß absolut vermieden werden. Der Zustand des Schnarchens bedeutet noch keinen festen Schlaf. Sie warten noch eine Weile; laden dann das Wertvollste auf Tiere und brechen im geeignetsten Augenblick auf. Die Flucht gelingt. Der nachgerannte Tyrann wird besiegt. Die Ehre der Brüder gegenüber den Altersgenossen ist hergestellt.

22. Liebe bis zum Salz.

Junge Mädchen erzählten sich eines Tages allerlei und sprachen auch davon, wie sie ihre Väter lieb hätten. Die eine sprach: „Ich habe Tata sehr lieb.“ Eine andere sprach: „Ich liebe Tata weit über alle Menschen.“ Und eine andere, Katje Leiro mit Namen, sprach: „Und ich liebe Tata bis zum Salz.“ Als ihr Vater diese Worte gehört hatte, wurde er sehr zornig. Er übergab seine Tochter zwei treuen Knechten mit allen ihren Kleidern, damit sie getötet würde. „Zum Zeichen, daß solches geschehen ist, schneidet ihr die Haare ab und übergibt sie mir,“ sprach er. Da nahmen sie die Tochter mit deren Kleidern und gingen, um sie zu töten. Doch bekamen sie Erbarmen mit ihr und töteten sie nicht, wohl wissend, wie liebenswürdig die Tochter ist. — Mit viel Mühe glückte es ihnen Stachelschweine zu finden. Eins davon haben sie getötet und mit dem Blute desselben ihre Keulen bestrichen. Auch haben sie ihr die Haare abgeschnitten und diese samt den Keulen mitgenommen. Zu Hause angelangt, gaben sie ihm (dem Vater) die Haare ab und erhielten dafür ein Geldgeschenk, weil er meinte, die Knechte hätten sie wirklich getötet.

Die Tochter kam inzwischen zu einem andern Gehöfte und hielt sich im Kraal der Pferde auf, um abzuwarten wie es ihr ferner ergehen würde. Sie war ja alles Schmuckes beraubt; ihre Kleider hatte man ihr ausgezogen, jegliche Zierrat an Augen, Mund, Ohren, Nase abgeschnitten. Als der Morgen gekommen war, ging sie und wartete, ob man ihr nicht etwas zu essen geben würde. Die Leute aber, die an ihr vorübergingen, sprachen: „*xá, xá*, Katje Leiro!“ stiefsen sie mit Füßen und jagten sie hinaus. Spät in der Nacht aber wusch sie sich und brachte ihre Haare in Ordnung. Sie zog ihre Kleider an, nahm ihre Mundharfe und spielte und hat sich lange Zeit damit beschäftigt. Da stellten die Leute sie zur Arbeit an. — Nun war daselbst ein junger Mensch, der sich allerlei mit den Pferden zu schaffen machte, denn eins derselben war sehr mühsam zu behandeln, weil es gerne bifs. Der junge Mensch rief einen Knecht herbei, um solches ihm zu zeigen. Als dieser hinkam, sah er eine gekleidete Frau und war darüber sehr verwundert, ging und erzählte dem jungen Menschen, dafs er eine Frauensperson gesehen habe, die angekleidet und sehr schön sei. Der junge Mensch wollte solches aber nicht glauben, bis er auch kam und sich davon überzeugte, als er das bissige Pferd besah. — Da gewann er sie lieb und sagte zu ihr, sie möchte doch jetzt ihre alten Kleider nicht mehr anziehen. Sie erschien aber nochmals darin und wartete auf das Essen. Da stiefsen die Leute sie wieder mit dem Fufs und sagten: „*xá!*“ Da sprach der junge Mensch zu seiner Mutter: „Sie ist aber doch auch ein Mensch wie wir!“ worauf die Mutter erwiderte: „Ja, du einer so fraglichen Person, Katje Leiro genannt, aber nicht ein Bruder!“ Da zog sie am andern Tage ihre alten Kleider wieder an. Der junge Mensch wollte das aber durchaus nicht mehr dulden und ruhte nicht, bis man ihr ordentlich zu essen gab und als selbst auch mit ihr. Da wurde sie ihm zur Frau gegeben und er heiratete sie. Von jetzt ab begann sie erst recht zu arbeiten. Sie nahm alle weiblichen Geschäfte ihrer Schwiegermutter ab und arbeitete allein.

Ganz unerwartet kam nun eines Tages ihr Vater zu Pferd auf dem Gehöfte angeritten. Er wufste aber nicht, dafs seine Tochter hier sei. Es wurde bestimmt, dafs den zweien das Essen allein und besonders aufgetragen würde. Dem einen mit Salz gekocht, dem andern ohne Salz zubereitet. Als sie nun beide am Tische safsen, nahm sie und bat: „*Ou oom* möge einmal prüfen.“ Als er von der ungesalzenen Speise gegessen hatte, erklärte er sie für gut; darauf versuchte (schmeckte) er auch die andere mit Salz und diese schmeckte ihm sehr gut. Da sprach die Tochter: „So sehr habe ich Tata lieb gehabt!“ — Da konnte der Mann vor Freude nicht mehr essen, wollte schnell wieder nach Hause reiten und freute sich unterwegs eben ungemein. Zu seinen Knechten zurückgekehrt, lobte er diese über die Mafsen, beschenkte sie mit Geld, ehrte und liebte sie sehr.

Erläuterung: Diese Begebenheit kann sich nur in der Kap-Kolonie ereignet haben zu einer Zeit, in welcher Kolonisten sich schon angesiedelt hatten und unter den Eingeborenen wohnten. Der Name der Tochter spricht dafür und entstammt

dem Holländischen. Einen besonderen Pferdekraal (Stall) besitzen auch nur größere Kolonisten. Ehe Europäer das Kapland besiedelten, kannte man dort überhaupt keine Pferde. Wenn der Vater, als Eingeborener, im Besitze von Geld ist, so hat er es nur im Umgang mit den „Weissen“ gewonnen. Freie Eingeborene in der Nähe derselben kannten es so gut wie die Haussklaven. — Der Ausdruck: „Liebe bis zum Salz“ ist im Munde der Naman zweideutig. Der Vater hat die Worte mißverstanden, übel ausgelegt, daher die harte Strafe. Sie ist aus keuschem Sinn entsprungen. Die abgenommenen Schmuckgegenstände besagen, daß die Tochter ein Kind der Farbigen ist. Die Knechte haben, wie es scheint, der zum Tode verurteilten Tochter die abgenommenen Kleider, alte wie neue, (namasche wie europäische Stoffkleider) wieder zurückgegeben. Der Ausruf: „xā“ ist so viel als: „Pfui!“ Das Sitzen und Lauern der Armen während der Mahlzeit der Begüterten ist etwas Alltägliches. Zur Zeit der Sklaverei hatten die Hottentottenweiber die niedrigsten Arbeiten zu verrichten, während Malaien, Malabaren und Mozambiquer im Dienstrang höher gestellt waren. Wenn ein Kolonistensohn in eine aufgeputzte Eingeborene sich verliebte, so war das seiner Zeit durchaus nichts Aufsergewöhnliches. Das gemeinsame Essen des Freiers setzt stillschweigend eine Verlobung und Treue voraus. Die Matrone des Hauses setzt dem Brautpaar den größten Widerstand entgegen, gibt sich schließlich aber doch gefangen. Das verstorbene Mädchen wird der Repräsentantin eine treue, fleißige Schwiegertochter. Daß der Vater noch kommen muß, gehört wesentlich zur Darstellung des tragischen Geschickes. Über dem Genuß der ungesalzenen Speise, im Vergleich zu der mit Salz bereiteten, gibt die Tochter sich zu erkennen. Fürwahr deren Liebe zum Vater ist erprobt und kräftiger, wie die der andern Mädchen. Der Vater in seinem Glück zollt den Knechten die höchste Anerkennung. — Zuvor wurden sie belohnt für die vermeintlich treue Ausführung des Auftrags — jetzt noch weit mehr für die Unterlassung desselben. Einen höheren Lenker der Geschicke in speziellen Fällen kennen Heiden nicht; sie bleiben bei Menschen stehen.

23. Treulosigkeit rächt sich.

Zehn Männer gingen miteinander auf die Jagd. Ehe sie gingen vergaßen sie nicht, auch ein Trinkgefäß mitzunehmen, damit sie etwas hätten, falls sie durstig zum Wasser kämen. Es glückte ihnen aber nicht, irgend etwas zu erlegen. Da kamen sie zu einem Brunnen, der sehr tief war. Sie ließen den Sohn des Königs, der mit dabei war, mit dem Trinkgefäß in den Brunnen hinabsteigen, damit er Wasser schöpfe und den andern reiche. Als der erste sich satt getrunken hatte, ging er seines Weges weiter. Da sprach der Königssohn: „Wenn ihr alle so weglauft, wer wird mich dann heraufholen?“ Dann gab er dem zweiten zu trinken, und als dieser getrunken hatte, ging der auch davon und achtete nicht auf die Worte des einen im Brunnen. So sind alle neune weggegangen und ließen den einen unten allein stehen. Als er nun lange hilflos so dagestanden hatte, kamen zwei Schwwestern, um Wasser zu schöpfen. Als diese den Mann sahen, zogen sie ihn herauf und retteten sein Leben. Da sprach die Ältere von den zweien: „Den werde ich zum Manne nehmen;“ allein die Jüngere wandte ein: „Aber meine Schwester, du hast ja schon einen Mann!“ Und so nahm diese ihn zum Manne, ging mit ihm nach Hause und verpflegte ihn, bis er wiederhergestellt war. Völlig genesen liefs sie ihn einmal nach Hause zu den Seinen gehen zum Besuch. Dort eingetroffen, liefs er alle die Männer, die ihn einstens so treulos im Stich gelassen haben — totschiagen — denn, er war ja des Königs Sohn.

Erläuterung: Diese wahre Geschichte bietet im ganzen wenig Schwierigkeiten dar. Auf Jagdzügen in größere Ferne schloßen sich gewöhnlich mehrere aneinander an. Der Königssohn war wahrscheinlich der Jüngste in der Gesellschaft und mußte deshalb in den Brunnen steigen. Dafs ihn alle der Reihe nach im Stiche liefen, dafür kann man verschiedene Gründe geltend machen. Es kann Eigennutz gewesen sein, der sie rasch vom Brunnen wegführte. Nach solcher Stärkung kann man seinen Zweck leichter verfolgen, wie zuvor. Der erste, der davontrollt, hat die meiste Aussicht auf Jagdglück. Jeder möchte wieder gerne vorne dran sein. Vielleicht kam ihnen indessen auch schon Wild in der Ferne vor Augen. Auch ist möglich, dafs sie den Königssohn gerne los sein möchten. Dessen Vater ist vielleicht ein harter Mann; erpreßt zu grofse Jagdsteuer von den heimgekehrten Jägern und ihrer Beute u. dergl. Die hinzugekommenen Schwestern erbarmen sich des Gefangenen, verstehen aber auch die günstige Gelegenheit wahrzunehmen und „an den Mann zu kommen.“ Die Ältere vergiftet einen Augenblick, dafs sie keines Mannes mehr bedarf. Polygamie kommt unter der braunen Rasse wohl einmal vor, ist aber nicht als zu Recht bestehend zu betrachten und deshalb strafbar. — Die Strafe, die der Gerettete an den Treulosen vollziehen läßt, ist hart — die verletzte Königswürde aber wieder hergestellt.

24. Der „Geehrte“ und der „Einzige.“

Zwei Knaben haben sich am Euter einer Kuh, die 6 Striche hatte, satt getrunken (genährt). Die Kuh gehörte der Mutter des „Einzigen.“ Der eine trank an drei, der andere an drei. Da hat die Mutter des „Geehrten“ den „Einzigen“ in eine Grube hineingesetzt und einen grofsen Stein auf die Öffnung gelegt, damit ihr Sohn die Milch allein bekäme. Die andern Leute wufsten aber nichts davon. — Da kam die Kuh des Morgens und schrie. Der „Geehrte“ rief darauf: „Einziger! die Sechsstichige schreit ihre Kinder zu rufen.“ Dieser antwortete aus der Grube heraus: „hm!“ Da rief er wieder: „Einziger! die Sechsstichige schreit uns zu rufen;“ und er antwortete: „Deine Mutter hats gethan.“ Als der „Geehrte“ das vernommen, trat er näher heran und ihm wurde ähnlich geantwortet. Da öffnete er die Grube und sein Milchbruder kam heraus und die zwei tranken wieder miteinander; und weil sie sich lieb hatten, wurden sie einander wieder gut.

Erläuterung: Unter den Eingeborenen ist es keine Seltenheit, dafs Kinder gewisse Tiere zugewiesen bekommen, von deren Milch sie sich nähren dürfen. Die Besitzerin der Kuh gönnt auch einem andern Knaben den Mitgenuss der Milch. Die Mutter dieses Gewürdigten, in blinder Selbstsucht und Undankbarkeit befangen, will ihrem Kinde alle Nahrung zuwenden. Sie war dieser Wohlthat gar nicht würdig. Manch einer hätte sie ihr gänzlich entzogen. Die Liebe der Knaben untereinander ist aber eine so innige, dafs der „Einzige“ dem „Geehrten“ es nicht einmal übel nimmt, die Mutter beschämt und so selbst das Heidentum und die Kinderwelt zeigt, wie viel die Liebe vermag.

25. Der unverbesserliche Hirtenjunge.

Ein Knabe fand einst ein Zebra, wufste aber nicht, dafs es ein Zebra ist, und nannte es „Bunter Stein.“ Als sein Vater ihn einmal frag, in welcher Richtung er das Vieh hüte, antwortete er: „Auf der Seite des „bunten Steins.“ Da ging der Mann, um den „bunten Stein“

zu sehen, denn er kannte von alters her keinen „bunten Stein“ im Felde. Als sie nun hinzugekommen waren, sah der Vater, daß der vermeintliche Stein ein gefallenes Zebra war. Da ergriff der Vater seinen Sohn, schlug ihn und sprach: „Wenn du solch ein Ding findest, dann mußt du es mit Strauchwerk bedecken und es mir sagen; das ist ja wertvolle Nahrung!“ So wurden denn die Tragochsen herbeigeholt und das Zebra aufgepackt.

Als der Knabe eines Morgens wieder das Vieh hütete, tötete er ein *foreb* (kleines Vögelchen). Eingedenk der väterlichen Mahnung bedeckte er es mit Sträuchern, ging und holte den Vater und den Tragochsen. Als der Mann mit dem Ochsen gekommen war und sah, daß es so ein kleines Vögelchen war, wurde er zornig, schlug den Knaben und sprach: „Solch ein Ding mußt du am Vorkarofs deines Bruders fest machen!“

Eines andern Tages tötete er einen Steinbock. Der letzten Rede seines Vaters gemäß band er den Steinbock an sein Vorkarofs fest, so daß dieses vollständig zerrifs. Da sprach sein Vater: „Solche Dinge mußt du auf den Schultern nach Hause tragen!“ und schlug ihn wieder.

Als er eines Morgens wieder hütete, warf eine Ziege Lämmer. Da liefs er die Ziege, die zurückgeblieben war, vom Tiger bewahren und sagte zu dem: „Du mußt auf die Ziege gut aufpassen, und wenn ich mit dem andern Vieh zurückkomme, dann laß ich dich deren Milch trinken!“ So ging der Junge seiner Herde nach. Der Tiger aber verschlang die Ziegenlämmchen. Zurückgekommen frug er: „Wo sind die Lämmchen?“ Der Tiger erwiderte aber nichts darauf. Da sprach der Knabe: „Ich werde dich wund schlagen!“ Der Tiger aber brummte nur. Der Knabe sprach: „Und wenn du auch lachst mir zu schmeicheln, werde ich dich doch in Stücke schlagen!“ und ging dann wieder zur Herde zurück. Als er sich nach der Ziege wieder umsah, hatte der Tiger auch diese gebissen. Da frug er ihn: „Warum hast du das gethan?“ ging und schnitt zwei Stöcke vom Rosinenbusch ab, gab den einen Stock dem Tiger und sagte: „Laß uns einander schlagen!“ Der Tiger nahm den Stock aber nicht. Da sprach der Junge: „Das ist mir einerlei, wenn du ihn auch nicht nimmst, ich werde dich doch wund schlagen!“ Der Tiger aber brummte nur. „Und wenn du auch lachst, mir zu schmeicheln, so werde ich dich schlagen“ — sprach er weiter — und schlug. Da zerkratzte ihn der Tiger mit den Nägeln. Der Knabe sprach darauf: „Ich werde dich mit der Faust schlagen!“ und er schlug mit der Faust. Da packten sie einander. Als dem Jungen sein Fell gehörig zerkratzt war, floh der Knabe zu seinem Vater und erzählte ihm alles was geschehen war. Der Vater dachte: das muß ein Mensch gewesen sein, mit dem er sich eingelassen hat, und ging die Sache näher zu besehen. Als er überzeugt war, daß er mit dem Tiger sich eingelassen hatte, ergriff er den Jungen, klopfte ihn ordentlich durch und sprach: „Wenn du solch ein Ding siehst, dann komm und sage es mir!“ Da wurde der Tiger getötet.

Eines Morgens hatte der Knabe wieder das Vieh auf die Weide getrieben. Da blieb sein Karofs hängen an den Hakjesdörnern. Er

ging deshalb nach Hause und sagte: „Jemand hat mir mein Karofs abgenommen.“ Da ging der Vater zu sehen; und als er sah, dafs es an den Hakjesdörnern hing, bekam der Junge wieder Schläge mit den Worten: „Das ist ja ein totes Ding.“ So nahm er das Karofs herunter und gab es ihm.

Erläuterung: Ob diese Erzählung der reinen Dichtung angehört, oder als wirklich geschehen zu betrachten ist, fällt schwer zu entscheiden. Nehmen wir letzteren Fall an, dann mufs man unter dem Knaben einen beschränkten, geistesschwachen Menschen sich denken, der ein so schwaches Gedächtnis hat, dafs er Verschiedenes nicht unterscheiden kann und nur die zuletzt gegebene Meinung zu behalten vermag. Näher liegt es aber ein Gedicht darin zu erkennen, wozu irgend ein Zug daraus, der passiert ist, Veranlassung gab, eine Reihe ähnlicher Stückchen zusammenzustellen. Jedenfalls erscheint das schön gestreifte Zebra von der Ferne aus als etwas Bunt. Gefallenes Wild, das man nicht gleich rückwärts schaffen kann, wird bei grofser Eile bedeckt, sonst vergraben oder in einem Baume aufgehängt. Unter dem „Vorkarofs“ ist hier nur der Gürtel des Lendenschurzes zu verstehen. sonst dieser selbst. Dafs er bei solchem Gewicht zerreißen mufs, ist klar. Der hier gemeinte Tiger ist nicht der ostindische, sondern der afrikanische Panther und jedenfalls ein junger. Die Herausforderung zu einem Duell zeigt Keckheit. Die Phantasie des Dichters zeichnet gut. An den Fußstapfen kann der Vater erkennen, mit wem sein Junge sich duellierte. Wer aber sein Karofs (Schafpelz) an den Hakjesdörnern hängen läfst und meint, Jemand habe ihn beraubt, taucht zum Viehwächter nimmermehr.

26. Eigene Wege.

Die Biene sprach zur Fliege: „Komm, lafs uns in die Baumblätter gehen und saugen!“ Die Fliege erwiderte: „Nein, ich werde erst zu den Kindern (zu deren Milchgefäfsen) gehen und bei ihnen auslecken.“ So sind sie auseinander gegangen, obschon sie miteinander verheiratet waren. Die Fliege hat aber nicht die Gefäfsen der Kinder allein ausgeleckt, sondern auch die Milch der grofsen Menschen nur so oben abgeschlürft und somit ihr Versprechen nicht gehalten.

Erläuterung: Biene und Fliege sind Gatten, passen aber schlecht zusammen. Die (rötliche) Biene (ein Namab) hat ihre eigene Manier und sucht ihre Nahrung in Wald und Feld. Die (schwarze) Fliege (eine Hererofrau) ist häuslichen Sinnes; sie verweilt am liebsten bei den Milchtöpfen und räumt auf nach Belieben. Beide beharren auf ihrem Sinn. Der Mann vagabundiert — die Frau schmarotzt und hat lange Finger. Das Band zerreift durch die Schuld der Frau, wie der Mann behauptet. Die Charakterzeichnung dieser zwei Nationen ist zutreffend; familiär werden sie auf die Dauer nie werden.

27. Wie die Busch- und Bergleute zu ihrem Beruf kamen.

Als einst Männer des Nachts am Feuer zusammensafsen, geschah es, dafs Lebewesen kamen und standen am Ende des Lichtes (Grenze des Lichtscheines). Da begannen die Männer diese Lebewesen unter sich auszuteilen. Die einen sagten: „Die, welche schwarze Augen haben, will ich!“ und die andern sagten: „Die, welche funkelnde Augen haben, will ich!“ — Als es nun Tag geworden war, sahen sie, dafs all die Lebewesen dunkle Augen hatten. Etlichen von den Männern

war es nämlich so vorgekommen, als sie bei dem Scheine des Feuers saßen, als hätten die Lebewesen blitzende Augen. Da haben denn die Männer, welche die dunkeln Augen gewählt hatten, alle Lebewesen hinweggenommen, so daß die, welche die funkelnden Augen wählten, nichts bekamen. — Von da an gingen die, welche nichts erhielten, nahmen ihre Stöcke, gruben nach Feldkost und leben heute noch davon. Das waren die Buschmänner und die Bergdamra; denn diese hatten die blitzenden gewählt.

Proben der Dichtung

von Schülern über den Lehrer.

v. B.

v. G.

Du kleiner Frau Sohn;
Der du ungenügend mit Milch
getränkt

Uns zugesandt wurdest.
Die Stelle, die er betreten will,
Besieht er erst gründlich,
Und dann kommt er einher-
geschritten.

Der kleine Mann —
Der kleinen Frau Sohn —
Du Löwe! Du der Unsrige!

Zu #Goroxab sollte er gehen —
So meinten wir —
Da hat der Herr uns den Lehrer
gegeben.

Er ist gleich einem glattharigen,
Dünnhüftigen, aufrechtgehenden
Löwen.

Den Strahlen der aufgehenden Sonne
Gleich sind deine Augen — ja —
Unerwartet hat der Herr
Ihn uns gegeben.

Proben von Liedern

die ins Nama übertragen wurden.

Weise: Christe, du Lamm Gottes.

1.

Xristu Elob ɪKautse,
!Hüb ɪoren ra tanitse,
O ɪKhomxadare!

2.

Xristu Elob ɪKautse,
!Hüb ɪoren ra tanitse,
Sa #Kiba madare!

Weise: Christus der ist mein Leben.

1.

Ti Xristub ge ti ūiba,
Tsĩ nōb ge a ti hō;
ɪEib !oa ta masen hāba,
A, !gāib ge a ti ɪkhō.

2.

A, ta gei dāb ika !güre,
Ti !gāb ioa Xristuba;
E ta sī ɪēiba müre,
Tsĩ iamose nĩ hā.

Jugendlieder.

Weise: Seht wie die Sonne.

1.

Mū mati sorisa ɪgõa hā *1Neü ge !goab !na go !kai;*
Dā da ɪnei nēst hoatsama *Ēda ɪnai tsanaē ɪnai.*
ɪGurun ge ɪhoaga xu iguse go ɪkī *ɪAru da !haise ē deē asi.*
Oda ge !gāise nī sā! *Oda ge !gāise nī sā.*

Weise: Tage der Wonne.

1.

Dān ge rā igõana *Skol !oan ta !gū;*
ɪKhā-ɪkhāsen !gāin xa, *Ē ,guibe #nū.*

Nationalweise der Schüler.

(Zahlengesang von Eins bis Hundert).

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10

ɪGui, igam, !no-na, ha-ga, go-ro, !na-ni hū, ɪkhai-sa, kho-si, di-si;

11 12 13 14 15

di-si ɪgui-ia, di-si ɪgamia, di-si !no-na-ia, di-si ha-ga-ia, di-si go-ro-ia,

16 17 18 19 20

di-si !na-ni-ia, di-si hū-ia, di-si ɪkhaisa-ia di-si khoisi-ia, igam di-si;

21 22 23 24

igam di-si ɪgui-ia, igam di-si ɪgam-ia, igam di-si no-na-ia, igam di-si ha-ga-ia,

25 26 27

igam di-si go-ro-ia, igam di-si !na-ni-ia, igam di-si hū-ia,

28 29 30

igam di-si ɪkhaisa-ia, igam di-si khoi-si-ia !no-na di-si;

31 32 33 34
Inona di-si igui-ia, Inona di-si igam-ia, Inona di-si Inona-ia, Inona di-si haga-ia,

35 36 37
Ino-na di-si go-ro-ia, Ino-na di-si Ina-ni-ia, Ino-na di-si hū-ia,

38 39 40
Ino-na di-si ikkhaisa-ia, Ino-na di-si khoi-si-ia, ha-ga di-si;

41 42 43 44
haga di-si igui-ia, haga di-si igam-ia, haga di-si Inona-ia, haga di-si haga-ia,

45 46 47
ha-ga di-si go-ro-ia, ha-ga di-si Ina-ni-ia, ha-ga di-si hū-ia,

48 49 50
ha-ga di-si ikkhaisa-ia, ha-ga di-si khoi-si-ia, go-ro di-si;

51 52 53
go-ro di-si igui-ia, go-ro di-si igam-ia, go-ro di-si Ino-na-ia,

54 55 56
go-ro di-si ha-ga-ia, go-ro di-si go-ro-ia, go-ro di-si Ina-ni-ia,

57 58 59 60
go-ro di-si hū-ia, go-ro di-si ikkhaisa-ia, go-ro di-si khoi-si-ia, Inani di-si,

61 62 63
Ina-ni di-si igui-ia, Ina-ni di-si igam-ia, Ina-ni di-si Ino-na-ia,

64 65 66
Ina-ni di-si ha-ga-ia, Ina-ni di-si go-ro-ia, Ina-ni di-si Ina-ni-ia,

67 68 69 70

!na-ni di-si hũ-ia, !na-ni di-si irkhasa-ia, !na-ni di-si khoi-si-ia, hũ disi;

71 72 73 74

hũ di-si igui-iga, hũ di-si igamia, hũ di-si !no-na-ia, hũ di-si ha-ga-ia,

75 76 77

hũ di-si go-ro-ia, hũ di-si !na-ni-ia, hũ di-si hũ-ia,

78 79 80

hũ di-si irkhaisa-ia, hũ di-si khoi-si-ia, irkhai-sa di-si;

81 82

irkhai-sa di-si igui-ia, irkhai-sa di-si igam-iga,

83 84

irkhai-sa di-si !no-na-ia, irkhai-sa di-si ha-ga-ia,

85 86 87

irkhaisa di-si go-ro-ia, irkhaisa di-si !na-ni-ia, irkhai-sa di-si hũ-ia,

88 89 90

irkhai-sa di-si irkhaisa-ia, irkhai-sa di-si khoisi-ia, khoisi di-si;

91 92 93

khoi-si di-si igui-ia, khoi-si di-si igamia, khoi-si di-si !no-na-ia,

94 95 96

khoisi di-si ha-ga-ia, khoi-si di-si go-ro-ia, khoisa di-si !na-ni-ia,

97 98 99 100

khoisi di-si hũ-ia, khoisi di-si irkhaisa-ia, khoisi di-si khoisi-ia gei di-si.

Sprichwörter und Redensarten.

„Er hat mich unter sein Karofs genommen“ — spricht irgend eine hilfsbedürftige Person, wenn ein Mann von Ansehen und Vermögen dieselbe gegen Widersacher oder durch Aufnahme in sein Haus vor Hunger und Blöfse schützt.

„Wir werden ihm die Hitze bieten“ — heisst: im Gefecht die Kräfte miteinander messen.

„Dem N. ist der Schwanzriemen abgefallen“ — kann ein Eingeborener von einem Europäer sagen, der vor dem Bankrott steht.

„Der H. hat das Bündchen ergriffen“ — besagt: er hat als Häuptling die Zügel der Regierung über den Volksstamm in die Hand genommen.

„Ich habe meine Pferde in das Sterben geschickt“ — womit gemeint ist: Die Pferde vom Monat Januar bis Mai an den kühleren Seestrand oder auf hohes Gebirge zur Weide gehen lassen, damit sie vor gefährlicher Seuche, die in jenen Monaten grassiert, nicht hinweggerafft werden.

„Er hat mir den Finger ins Auge gesteckt“ — ist so viel als: mit aufgehobenem Finger mir Übels angedroht.

„Kommen die Nasen nicht bald?“ — fragt ein Reisender, der zur Nachtzeit längs einem Gebirge unterwegs ist und die scharfen Kanten gewisser Bergvorsprünge gerne erreicht sähe, weil dieselben seine Meilensteine sind, die ihm die Entfernung angeben.

„Er hat die Wahrheit nicht geschmeckt“ — heisst: seinen Willen nicht durchsetzen können.

„Gib mir Fufs, dafs ich wegkomme“ — spricht eine Frau, die sich zu schwach fühlt und deren Reiseziel zu ferne ist, als dafs sie ohne Reit- oder Fahrgelegenheit dasselbe erreichen könnte.

„Ich habe mir wieder ein Schirmlein gesucht“ — bekennet ein Witwer, der im Begriffe steht, sich wieder zu verheiraten; seine Braut bringt ihm ja ein neues Mattenhaus in die Ehe.

„Überlaß mir doch das Ding, ich werde eines Tages noch Geld suchen auf der Fläche“ — spricht ein Mann, der irgend einen beliebigen Gegenstand, den ein Europäer besitzt, haben möchte, indem er verspricht: seiner Zeit auf der Steppe Straufsvögel zu jagen, mit deren Federn er bezahlen will.

„Ich werde jetzt gehen Sohlen suchen“ — mit diesen Worten verabschiedet sich ein Schuldner von seinem Gläubiger, der ihn drängt; er grüfst daher eilig — geht auf Jagd nach Elentieren und Giraffen, aus deren Haut handbreite Streifen geschnitten werden, die dem Gläubiger dann als Tauschware angeboten werden.

„Der N. hat die Lungenseuche,“ — gemeint sind aber nur seine Rinder.

„Mein Baas hat mich stehen lassen“ — klagt ein fauler, verbummelter Kerl, den sein Herr auf der Reise weggejagt hat.

„Oh bitte, laß mich doch auf der Treppe sitzen“ — ersucht eine arme Frau, wenn sie jemand per Wagen verreisen sieht, in einer Richtung, wohin sie längst auch gerne gegangen wäre, aber zu schwach war, die Reise zu Fuß zu unternehmen. Unter der Treppe versteht sie den hölzernen Rahmen, der zwischen den Hinterrädern unter den Dielen angebracht ist und gewöhnlich die Kochgeräte aufnimmt. Daß sie dabei ebenso stark auf letztere spekuliert, wie auf die Fahrgelegenheit selbst, ist außer Frage.

„*Ou Tata* gab mir zwei Kühe und vier Ziegen zu trinken, — erklärt ein Sohn, dem es schwer fiel seine Familie zu ernähren. Natürlich versteht er nur die Nutznießung der Tiere, die Milch, darunter.

„Wenns beliebt, so gib mir doch einen Treksel“ — fragt jemand, der sich scheut, mehr als ein Lot Kaffeebohnen zu kaufen; betteln ist billiger.

„Klopfe doch deine Tasche“ — spricht ein Raucher zum andern, der in Ermangelung eigenen Tabaks voraussetzt, daß jener wenigstens noch Tabaksstaub, eine Prise, durch Klopfen und Schütteln in seiner Tasche für die Pfeife zusammenscharren könne.

„Das ist ja die Schürze des Fensters“ — bemerkt ein Dienstmädchen, das im Hause eines Europäers wohnt und auf den Rat einer Freundin die frisch gewaschene Fenstergardine denn doch nicht als Schürze umbinden will.

„Das Feld ist bus-bas geschlagen“ — meldet ein Viehhirte, der vom Aufsenfeld kommt, und will damit sagen: Das Gewitter war so heftig und schwer, daß alle Pflanzen vernichtet und Grund und Boden weggeschwemmt sind.

„Es hat hübsch geregnet, aber Wasser hat es nicht geregnet“ — berichtet ein Mann, welcher von einer Seite hergekommen, in der ein Gewitter niederging und befragt wurde, wie es verlaufen sei; er will damit sagen: Der Regen war nicht so stark, daß das Wasser seenartig zusammenfloß.

„Waren die Pfannen voll, als ihr hindurch seid?“ — fragt ein Neugieriger und versteht unter „Pfannen“ größere oder kleinere Regenseen, die nur nach heftigen Regengüssen sich füllen bis zu mehreren Fuß Tiefe, dann aber wieder wegsinken und dem Reisenden keine Schwierigkeiten mehr bereiten.

„Die See ist herausgekommen“ — klagen die Leute zur Winterzeit, meinen damit aber nicht etwa eine Springflut an der Meeresküste, sondern Dünste, welche aus der See aufsteigen und in Gestalt von eisig kaltem Gewölk in nordöstlicher Richtung über das Land hinwegziehen.

„Dies Wasser ist mir zu rein zum Trinken“ — behauptet ein Eingeborener, weil er von klarem Quellwasser mehr Schaden für seinen Körper fürchtet, als wenn er Grabwasser, das aus dem Sande hervorsickert, oder stehendes Regenwasser hineinschlürft.

„Es ist noch weit, aber doch nicht mehr so weit“ — kann man auf die Frage hören: Wie weit ist es etwa noch nach H?

„Dort kommt Staub an,“ — wer so spricht, erwartet mit einer sich nähernden Staubwolke menschliche oder tierische Wesen; an Form, Gestalt, Dichtigkeit und Ausdehnung derselben weiß der Eingeborene schnell zu erkennen, ob Fußgänger, Reiter, ein Gefährt oder mehrere Haustiere, oder Wild im Anrücken sind.

„Er konnte mir die Deutlichkeit nicht geben“ — sagt einer von einem andern, der außer stande war, Aufschluß über eine fragliche Sache zu geben.

„Ich bin nicht dieses Landes altes Ding“ — erklärte eine aus der englischen Kolonie eingewanderte, zungenfertige Frau, als sie gefragt ward, wie es komme, daß sie so fließend holländisch rede.

„Jetzt werde ich aber gehen Schuld suchen“ — beruhigt ein Mann seine klagende Frau, die ihre Kinder nicht hinreichend versorgen kann — macht sich auf den Weg und sucht da und dort alte Forderungen in Gestalt von Vieh oder sonstiger Ware einzutreiben.

„Er ist gegangen arbeiten“ — heißt im Volksmund so viel als auf die Jagd gehen; jegliche andere Beschäftigung dagegen ist eine Schande.

„Nein, mynheer, ich habe nichts gekriegt“ — bekennet ein heimgekehrter Jäger, wenn man ihn fragt: was hast du geschossen? Nach einer Weile rückt er aber heraus und gesteht: „Ich habe 3 Elentiere, 1 Giraffe und 6 Springböcke gekriegt.“ Ihn der Unaufrichtigkeit oder Lüge bezichtigen wollen, wäre aber ein Unrecht, weil gewöhnlich die Einleitung in einen Diskurs in Form einer verneinenden Antwort erfolgt.

„Nein, mynheer, ich bringe durchaus nichts Neues“ — erklärt ein von fern her gekommener Bote in Gegenwart seines auf Nachrichten verlangenden Meisters, auf dessen Frage: „Was bringst du für Neuigkeiten?“ Im Laufe des Gesprächs kramt er aber, scheinbar ganz unabsichtlich, ein Geschichtchen ums andere aus. Will man also eine derartige Landeszeitung eingehender studieren, resp. etwas Neues gerne hören, dann darf man den Träger derselben, der so vieles gesehen und vernommen hat, nicht drängen und mit Fragen bestürmen, man muß vielmehr warten und zufrieden sein, wann und wie sein Gedächtnis das Erwünschte herausgibt, und darf auch den Redner, sobald er den Faden gefunden hat, nicht unterbrechen.

„Ich komme von dieser Seite“ — antwortet solch ein Privatbote, wenn er zu Menschen in einem Dörflein gelangt ist und gefragt wird: „Wo kommst du her?“ Seine Antwort wird von einem Wink des Kopfes begleitet, welcher die Richtung andeutet, in der er gekommen. Wer dieses Zeichen übersieht, kann, wer weiß wie oft, fragen und wird doch nicht klug. Mit dem Finger deuten ist nicht Sitte, im Gegenteil, ein abergläubisches Unglückszeichen, das vermieden wird.

„Die Wolken sind auch so hingestanden“ — erzählt, den Kopf aufwerfend, ein eben vom Aufsenfeld herbeigekommener Mann. Die Richtung, die in diesem Augenblick sein Angesicht einnimmt, ist maßgebend. Ein niedergegangenes Gewitter hat für jene Leute gröfsere Bedeutung, wie Leipzig für den deutschen Buchhandel.

„Ich habe probiert, den Böcken die Kehle abzuschneiden“ — gestand ein Mann, der von seinem Gönner Ziegen zur Nachzucht erhalten hatte, als dieser gelegentlich sich nach der Gröfse der Herde erkundigte.

„Der H. hat nur zwei Dreierchen“ — spricht spottend ein Nachbar zum andern über den Besitzstand eines Dritten.

„Er lebt nur von der Kuh“ — besagt, dafs deren Milch seinen einzigen Unterhalt bildet.

„Fasse den Löffel doch beim Schwanz“ — befiehlt eine Mutter ihrer Tochter, die sich etwas ungeschickt anstellt den Hochzeitstisch zu decken; sie meint: beim Stiel.

„Deine Nase wird dir es schon erzählen“ — belehrt ein Vater seinen Sohn, der Umstände macht, einen unbekannten Weg zu gehen und eine unangenehme Nachricht zu überbringen hat. Der Alte setzt voraus, dafs der Verstand dem Jungen zur rechten Zeit schon kommen und er alles wohl besorgen werde.

„Mache die Kerze tot“ — lautet in gutem Deutsch: Lösche das Licht aus.

„Die Kirche ist rein gemacht“ — sprechen die Schulkinder, wenn sie am Sonnabend den Boden derselben rein gefegt und darnach der tennenartige Flurboden mit verdünntem Kuhmist bestrichen ist.

„Mein Ohm hat mir eine Kuh mundstehen gemacht“ — erklärt ein armer Schlucker, der von seinem Nachbar gefragt wurde: „Wo hast du die Kuh her?“ Der Ohm hat dem Neffen die Nutzniefsung — die Milch der Kuh — auf eine bestimmte Zeit gefälligst überlassen.

„Es kommt kein Gras auf“ — heifst: „Zwei haben einander gepackt, sei es im Ernst oder Scherz, und keinem glückt es, den andern unterzukriegen und zu Boden zu werfen.“

„Ich habe Holz gebracht, um Geld zu betteln“ — spricht seufzend ein armes Gemeindeglied, welches am Festtag gerne ein Opfer in die Büchse der Kirche legen möchte, aber kein Geld dafür hat. Es hat daher eine Tracht Brennholz gesammelt, um Kleingeld einzutauschen für sich und andere Familienglieder.

„Lafs mich doch warmes Wasser trinken“ — ersucht eine durstige Seele den Europäer, der gar wohl versteht, dafs es sich um Kaffeebohnen handelt.

„Wenn der Dachs einen Schwanz bekommt, gebe ich dirs“ — foppt ein junger Bursche den andern, wenn er keine Lust verspürt, eine Schuld anzuerkennen oder auszuzahlen, die anfechtbar ist.

„Dieser ist ein Kind gegen mich“ — antwortete ein Alter auf die Frage: Wie alt bist du im Vergleich zu jenem? Aber wie alt warst du, als jener geboren wurde? Oh, da konnte ich ja schon kriechen.

„Ich lag da droben herumschweifen“ — bekennt ein Mann, welcher lange abwesend, von den Seinen längst erwartet worden war und endlich zu Hause anlangte. Faulenzen, Spielereien treiben, Schmarotzen gefiel ihm besser, wie rege Thätigkeit zu Hause.

„Gehe und melke die Böcke“ — befiehlt die Herrin; gemeint sind aber Ziegen.

„Gestern bin ich vor Hunger vergangen, aber heute müssen sie mich leben lassen“ — beteuert eine arme Witwe, die zum Leben zu wenig und zum Sterben zu viel hat; ein Gesuch, das stets vom gewünschten Erfolg begleitet ist.

„Ist es ein Auge vom Löwen, das gezeigt werden kann“ — fragt ein nüchtern denkender Mensch, der die besprochene Sache samt den gezogenen Konsequenzen nicht so ohne weiteres anerkennen will, vielmehr erfahrungsmäßig von der Richtigkeit derselben sich zu überzeugen trachtet.

„Bekommen wir heute Kost mit dem Leib?“ — forscht ein zum Witze geneigter Arbeiter vor dem Mittagessen bei einem andern aus, welcher dem Hause des Europäers näher steht. An möglichst viel festen Substanzen im Topfe ist ihm nämlich weit mehr gelegen, als an einer dünnen Reissuppe und an einem steifen Mehlknet oder an fünf Pfund schweren Fleischbrocken mehr, wie an andauernder Arbeit.

„Du beginnst mit der Löwenspür und gehst mit der Wolfsspür fort“ — beschuldigt ein scharfsinniger Kopf einen Prahlhans, der anfänglich den Mund des Selbstlobes weit öffnet, aber seiner Erzählung nur einen schwächlichen Abschluss zu geben vermag.

„Ich kann nicht mehr von Gummi“ — gesteht eine arme Frau vor der Thüre eines Weissen und will damit sagen: Der Genuß des Baumharzes von der Dorn-Akazie (*Gummi-arabicum*), den ich in Ermangelung besserer Nahrung reichlich mir gönnte, hat mich so hinfällig gemacht und mir den Leib aufgetrieben, so daß ich mich kaum mehr rühren kann und daher einer kräftigen Kost sehr bedürftig bin.

„Unsere Kinder rinnen“ — klagt eine Mutter, die für ihre nackten Kinder keine Fettsubstanzen besitzt, um deren Körperhaut damit einzusalben. Die Trockenheit der Luft verursacht ja Risse und Sprünge der Haut; sie lechzt nach einer Einreibung mit Fett, nach Geschmeidigkeit, weil diese ein Ersatz der Kleidung des Europäers ist.

„Die Sonne wird auf der andern Seite für dich hineingehen“ — droht einer dem andern, dem Unrecht widerfahren ist, und erhofft einen Tag, an welchem das begangene Unrecht, sowie alles Verborgene ans Licht gezogen werden wird.

„Ich habe nichts hier gesucht — der Hunger hat mich hiehergebracht“ — antwortet ein armer, hilfsbedürftiger Mensch auf die Frage: „Was willst, was suchst du denn eigentlich vor meinem Hause?“

erzählt,
amener
at ein-
ir jene
handel.
abzu-
Ziegen
ch der

ottend

Milch

t eine
Hoch-

belehrt
Weg
Der
n Zeit

Lösche

Schul-
gefeht
et be-

at“ —
wurde:
efung
assen.
ein-
s, den

n“ —
gerne
d da-
ngeld

rsucht
sich

e ich
keine
e an-

„Von dem man es nicht erwartet, der steckt auch eine Feder auf“ — ruft erstaunt ein angesehener Nomadensohn einem sonst armen, aber eingebildeten Burschen zu, der sich in Kleidung, Haltung oder Schmuck auszuzeichnen versucht.

„Grüße von den Menschen da droben“ — bringt ein Knecht, der gesandt wurde, bei einem Europäer irgend eine Bestellung zu machen. Frägt man: Von welchen Menschen? dann nennt er nicht den Namen seines Meisters, sondern den des Ortes, wo er wohnt, und gibt durch Winken mit dem Kopf ungefähr die Richtung an, wo man ihn zu suchen hat. Im Laufe der Unterhaltung erst erfährt man so gelegentlich, wer es ist. Der Knecht setzt einfach voraus, man wisse, wem er dient. Übrigens senden alle Aufsenlieger, an welchen der Bote vorüber kommt, Grüsse mit auf die Station, so daß es immerhin schwer fällt die Auftraggeber herauszufinden.

„Was hast du gefunden?“ — kann ein Gatte den andern fragen, wenn eine seltsame Bitte ihm vorgelegt wird. „Was fällt dir ein?“ ist dasselbe.

„Gehe und mache die Speise stehend“ — befiehlt eine sorgsame Mutter ihrer Tochter, und diese beeilt sich den Rest der Mahlzeit warm zu stellen.

„Er ist in Händen“ — heisst so viel als: Der Kranke wird gepflegt.

„Sie haben sie umfaßt“ — besagt: Eine Krankenwärterin, am Boden sitzend, hat die Patientin vor sich in die Arme geschlossen und läßt deren Oberkörper an ihrer Brust gelehnt ruhen.

„Es schmeckt, daß er durchkommen wird“ — flüstern die Verwandten eines schwer Leidenden einander zu, wenn die Krisis eingetreten ist.

„Mein Herr hat mich verlassen — er ist ab“ — meldet der Diener eines Europäers, welcher auf einer Handelsreise oder zur Zeit einer unternommenen Jagd gestorben ist.

„Der Wind steht mir in den Ohren“ — klagt jemand, der nervöses Ohrensausen hat.

„Die Gedärme sind mir in den Kopf gestiegen“ — meint ganz ernsthaft ein Mensch, der vom Hunger geplagt, oder plötzlich aus tiefem Schläfe erweckt, schwere Kopfschmerzen hat; das Übel kann übrigens auch rheumatischen Ursprungs sein.

„Ich habe die Gedärme in den Fingerspitzen gefühlt“ — behauptet ein anderer, wenn er ein nervös, prickelndes Gefühl während seines Leidens darin verspürt.

„Mein Magen ist aufgestiegen, dann wieder hinabgesunken“ — glaubt und spricht ein Mann, der durch unregelmäßiges Leben — einmal durch zu vieles Essen, dann wieder durch zu langes Hungern seinen Magen verborben hat, so daß er ein Auf- und Abwandern der Eingeweide zu verspüren meint.

„Man hat ihn gesalbt“ — aber nicht als König, vielmehr dem Patienten den Leib mit Salben eingerieben, eine Manipulation,

die einer Knetkur aufs Haar gleicht und älter ist als die Massage in Deutschland.

„Lafs mich doch meinen Magen steif machen“ — verlangte ein an den Grenzen der Kap-Kolonie wohnender Mann, als er den Auftrag, den Schreiber über den Fluß zu rudern, erhalten und mit seinem Sohn soeben 5 K. Fleisch verzehrt hatte.

„Mein Magen hat mir gesagt, dafs ich unrecht gethan habe“ — bekennt eine Frau, die, von ihrem Gewissen überzeugt, ihr begangenes Unrecht nicht länger verbergen will.

„Letzthin war ich ganz zu, aber jetzt habe ich die Wendung gefunden“ — gesteht eine andere Person und will damit sagen: Früher war ich völlig gefühllos gegen die Eindrücke des göttlichen Wortes, nun aber ist ein Wendepunkt in meinem Leben eingetreten.

„Meine Sünden haben mich erfaßt“ — bezeugt ein Mann und gesteht zu, dafs er zur Erkenntnis derselben gekommen ist und ihm angst und bange ist.

„Ich will erst etwas sehen, ehe ich komme“ — entschuldigt sich ein grauer Sünder und will durch ein auffallendes Ereignis nur an die Notwendigkeit der Sinnesänderung erinnert werden.

„Ich habe mich übergeben“ — erklärt freudig eine Seele, die von Herzen den Weg des Lasters verlassen hat und den Zügen göttlicher Gnade Gehör schenkt.

„Ich bin gekommen die Krümchen aufzulesen“ — mit diesen Worten melden sich nicht selten Kommunikanten zum heiligen Abendmahl an.

„Meinem Gefühl nach werde ich ein Schaf schicken“ — gelobt ein Mann, der von der Predigt des göttlichen Wortes sichtlich ergriffen ein Dankopfer zu bringen verspricht, sobald er zu seinem Gehöfte zurückgekehrt sein wird — geht — und hält sein Versprechen treulich.

Aus dem Volksleben.

1. Aberglauben.

Beginnt es am Sonntag zu regnen, dann ist der Regen von längerer Dauer und es folgt ein gutes Jahr darauf. Auch ist der Sonntag ein Glückstag für die Jäger. (Diese Meinung haben die Eingeborenen seiner Zeit vielleicht von den holländischen Kolonisten übernommen).

Wer auf die Jagd geht, darf den Namen des *merab* (Pavian) nicht nennen, sonst trifft er nichts.

Wer vom Löwen (*xami*) sprechen will auf der Jagd, darf nicht dessen Namen gebrauchen, ihn vielmehr *gei-gāb* = großer alter Bruder heißen. (Vor größeren Tieren haben sie auch größeren Respekt wie vor kleineren und fürchten Schaden zu nehmen, wenn sie leicht-

fertig deren Namen im Munde führen, oder versäumen, ihnen den schmeichelnden Ehrennamen zu geben).

Wenn jemand einen Bastardschakal sieht, so bedeutet das Unheil für ihn; sieht er ihn aber sterben, dann ist es ein Glückszeichen. (Dessen Leben ist also auch, wie das des Hasen stets bedroht, wenngleich sein Fleisch nicht gegessen wird).

Wer einen Steinhasen getötet hat, hängt den Schädel desselben an einem Pfahle im Mattenhaus auf, dann wird er bald wieder einen töten.

Der Hase ist das Sinnbild der Falschheit, weil er, (nach der Sage) vom Monde zu den Menschen gesandt, eine Botschaft über Leben und Tod verkehrt ausgerichtet haben soll. Er wird daher verfolgt und getötet, sein Fleisch von den Alten aber gleichwohl nicht gegessen¹⁾.

Hat jemand einen Pavian oder Löwen getötet, dann muß er ein Schaf oder einen Ziegenbock schlachten und den untersten Knorpel des Rückgrats an eine Schnur fassen, sie um den Hals hängen und ihn auf dem Rücken tragen, sonst bekommt er Kreuzschmerzen.

Wer einen Elefanten, ein Nashorn oder eine Seekuh erlegt hat, muß ein Kleinvieh (Schaf oder Ziege) schlachten. Nur der Jäger darf von diesem Fleisch geniessen, während vom Fleisch der gefallenen Dickhäuter jeder essen darf, der zugegen ist. (Das Erlegen von Großwild erfordert demnach eine Art Sühnopfer, das der Jäger selbst darbringen muß, — als hätte er ein Unrecht begangen).

Wenn man den *Kurutsi-Kurubeb* im Flußbette begräbt, dann regnet es bald. (Es würde auch ohne Begräbnis bald regnen, sobald dieses seltene Geschöpf nur zum Vorschein kommt).

Ruft ein gewisser seltener Vogel in seinem Fluge: *hōas* = Botschaft, so bedeutet das Krieg, Tod oder sonst eine belangreiche Nachricht.

Hat der Mond einen Hof, dann kommt entweder Regen oder Krieg.

Bei Sternschnuppenfall, Sonn- oder Mondverfinsterung, Südlicht und dergleichen Naturerscheinungen sind die Leute voll Furcht und prophezeien alle möglichen Unglücksfälle und Verluste.

Wenn die Buschmänner Feuer in der Zunderdose schlagen und deren Inhalt will nicht sogleich fangen, so ist ein Mißgeschick, eine drohende Gefahr im Anzug; sie verlassen deswegen ihren bisherigen Wohnort und meinen dadurch dem Unglück entgehen zu können; aber auch den Namas ist es nicht ganz wohl zu Mute bei solcher Erfahrung.

Liegt die wachsende Mondsichel mit ihren Hörnern so, daß diese nach oben stehen , anstatt senkrecht , dann fällt wenig Regen in diesem Jahr, es ist Hungersnot zu befürchten. (Was an dieser Sage ist, werden die Meteorologen besser zu bestimmen wissen, wie ich; Seeleute, wie unsere Landleute achten schärfer darauf, sind daher auch reicher an ähnlichen Erfahrungen).

Wenn Kinder die Fliegen, die sich auf deren (nackten) Rücken setzen, zerdrücken, dann bekommen sie Augenweh. (Diese Folgen sind leicht abzuleiten von dem vielen Schweiß und Staubabwischen der Augen mit den Händen).

¹⁾ Vergl. Reineke der Fuchs in Afrika, von Dr. W. H. J. Bleek, S. 54.

Wenn die Milch beim Aufkochen überläuft ins Feuer, dann kommt allerlei giftiges Ungeziefer, als: Spinnen, Skorpione, Eidechsen, Schlangen, Tausendfüsse herbei. Wirft man diese Tiere ins Feuer, dann wird die Plage noch gröfser; deshalb soll man beides vermeiden. (Diese Erfahrung läfst sich auf natürliche Weise erklären).

Heult ein Hund oder stöfst eine Kuh ähnliche Jammerstöße aus, so bedeutet das ein Unglück, namentlich einen Sterbefall; der Hund mufs daher getötet, die Kuh geschlachtet werden. (Die Leute wännen also, sie könnten durch Beseitigung solcher Tiere dem drohenden Unheil vorbeugen).

Schreit eine Eule in der Nähe eines Hauses, in welchem jemand krank liegt, dann stirbt diese Person sicher. (Diese Meinung ist so weit verbreitet, dafs die Eingeborenen sie leicht von den unter ihnen lebenden Europäern herübergenommen haben möchten).

Stirbt jemand aus dem Stamm der *Kowesis*, dann wehte der Wind zuvor des Morgens aus Norden, des Abends aus Süden. (Rascher Wechsel des Windes ist im Grofs-Namaland keine Seltenheit; er verursacht plötzlichen Temperaturwechsel. Dieser ist bekanntlich schwächlichen Personen nichts weniger als zuträglich; insonderheit wenn der heifse Landwind rasch in Seewind umschlägt. Mancher Leidende ist diesem Wechsel zum Opfer gefallen, auch wenn er kein Stammesangehöriger war).

Weht der Wind heftig, ohne dafs es regnet, dann ist jemand gestorben.

Weht der Wind stark und anhaltend aus einer Richtung, dann ist von dorthier eine Reisegesellschaft zu erwarten oder Krieg zu befürchten.

Wenn der Anführer einer Kriegsbande das Herz eines Raben in sein Gewehr ladet — der Wind gleichzeitig aus der erwünschten Ecke weht, dann mufs der Feind weichen, sobald die Ladung abgefeuert ist.

Juckt einem Menschen die Hand, dann wird sie etwas empfangen.

Klopft die Hand, dann wird jemand kommen und ihn begrüfsen.

Wem das Auge klopft, der wird bald jemand sehen, den er lange nicht gesehen.

Das Klopfen am Halse gilt den Stroppen (Einspannriemen); es ist gewifs demnächst ein Wagen zu erwarten.

Klopft einem die Fufssohle, dann kommt sicher Besuch.

Wenn jemandem die Ohren brausen (klingen), dann spricht man von ihm. (Eine Redensart, die landläufig ist).

Bauen die Summ- oder Mauerbienen ihre Wohnungen fleifsig und zahlreich an die Wände, so weist das auf ein gutes Milchjahr hin; es wird also reichlich Regen fallen, viel Gras wachsen, das Vieh vollauf Nahrung haben und fett werden. (Der Zusammenhang dieser Mauerbienen mit dem gefüllten Milchgefäfs ist nicht so geheimnisvoll, wie es scheint. Diese Bienen folgen ihrem Instinkt, bauen vor den schweren Gewitterregen ihre irdenen Zellen, worin bald madenartige Larven zum Vorschein kommen).

Eiserne Grabinstrumente wie etwa: Spaten, Hacken, Picken, Brecheisen und dergleichen dürfen nicht im Hause aufbewahrt werden, sonst stirbt bald jemand darin. (Eine Beobachtung, die vielleicht mit der Anziehung des Blitzes in Verbindung zu bringen ist).

Ein junger Bursche, der auf Freiersfüßen geht, darf nimmermehr den Namen seiner Geliebten auf der StraÙe oder im Felde laut nennen, oder sie damit rufen, so daß andere es hören, auch nicht einmal, wenn ein höher Gestellter es ihm gebietet — wenn er Unheil vorbeugen will.

Wenn eine Geburtshelferin einstens sich überzeugen wollte, ob ein scheinbar totgeborenes Kind lebenskräftig sei, so griff sie zu zwei Stahlen, wie die alten Namas sie zum Feuer schlagen brauchten, lieÙ dieselben dicht vor den Ohren des Kindes klingen, sprach gewisse Worte dazu und wufste dann, ob das Kind leben oder sterben würde.

Unter dem Stamm der *Kowesis* ist die unglaubliche Sage verbreitet, wonach es tief im Innern von Afrika Menschen geben soll, welche der Augen am Kopfe entbehren, dafür aber Augen auf dem Rücken der FüÙe haben sollen, mit denen sie sehen können. Sie nennen sie: *†ei-!gā-mūxa-khoü* = Fußrückenschender Mensch. — Dagegen ist viel eher zu glauben, wenn sie erzählen, daß weit im Norden Zwerge von brauner Gesichtsfarbe, Buschmänner von kleiner Statur, existieren sollen, die aber, unter sich in Stämme zerteilt, verschiedene Sprachen und Dialekte reden, so daß kein brauner Mensch (im Süden) sie versteht.

Weshalb die Nama-Khoi-khoi nicht mehr so wie die Herero heute noch Hörner von geschlachteten Ochsen auf die Grabhügel ihrer Vorfahren legen, fällt schwer zu erforschen. Die Kultur, von aufßen gekommen, mag das Ihrige dazu beigetragen haben, diesen Gebrauch fallen zu lassen. Geht ja ein Grundstück (ihres früheren Wohngebietes) um das andere ihnen verloren. Wo die Machtlosigkeit ihrer Ahnen so offen zu Tage tritt, bedürfen sie auch solcher Verehrung nicht mehr. Doch halten die Alten noch an der Annahme fest, daß die Seele eines verstorbenen „Großmannes“ im stande ist, beliebig aus dem Grabe hervorzugehen und den Menschen erscheinen zu können als umgehender Geist, entweder in lichtvoller oder finsterner Gestalt, je nach dem Loos, das ihn im Jenseits getroffen.¶

2. Sozial-Religiöses.¹⁾

Unter den Khoi-khoi bestand einstens eine Art Anstalten, die aber mit unseren Erziehungsinstituten nichts gemein haben; wie denn z. B. vom Erlernen fremder Sprachen, von Wissenschaften oder gar Künsten keine Rede sein kann. Gelegenheit zum Erlernen einer gewissen Gaunersprache, die nur von Spitzbuben geübt und vom übrigen Teil der Bevölkerung nicht verstanden wurde, kann es hier auch nicht gegeben haben. In den nachstehenden Instruktionen sind doch zu

¹⁾ Näheres siehe: Angra-Pequena und Groß-Nama'land vom Verfasser, Elberfeld bei R. L. Friderichs.

viel moralische Elemente enthalten, als daß sie mit jenen lichtscheuen Übungen in Einklang könnten gebracht werden. Der Unterricht hier war sozial-religiöser Natur und bestand hauptsächlich in Reinigungen, Mahlzeiten, Einprägung gewisser Sittengesetze und endete schließlich mit einem Aktus, der an die christliche Taufe erinnert. Solch ein Lehrkursus war nichts weniger als permanent. Der Meister nahm nur Zöglinge auf, wann und wie viele ihm gerade zugeführt wurden. Das eine Mal hatte er 3—4 um sich, dann wieder nur einen, zuweilen war auch niemand da. Die Schule war vorzugsweise, doch nicht ausschließlich, eingerichtet für Söhne von anständigeren Eltern. Nach dem Schlufsaktus wurden die jungen Burschen als unter die Zahl der „doromänner“, der sittlich gehobenen, geadelten „Rotmänner“ erklärt zur Zeit der Pubertät. Die Sache nahm folgenden Verlauf:

Ein Vater, der einen braven und begabten Sohn hat, thut ein Übriges an ihm und übergibt denselben einem hierfür geeigneten Lehrmeister. Dieser ist ein Mann in den sechziger Jahren, welcher natürlich der Gesellschaft der „doromänner“ schon ein halbes Jahrhundert angehört. Hat ein Vater weniger Lust dazu, oder fehlen ihm die Mittel, mehrere Stück Schlachtvieh und Milchkühe für diesen Zweck zu opfern, und ein älterer Bruder des Jungen ist vorhanden, der ihn lieb hat, so rückt dieser die Kosten heraus, und überläßt seinen hoffnungsvollen Bruder dem Lehrmeister für etliche Wochen oder Monate. Übrigens sollen Männer von Ansehen und Einfluß ungezogene Söhne in gleicher Absicht zur Erziehung übergeben haben; ja es sollen Fälle vorgekommen sein, daß dezidierte Taugenichtse in kurzer Zeit in die Bahn der Sittlichkeit eingelenkt worden seien. Man darf hierbei aber den Begriff der Sittlichkeit nicht zu enge fassen.

Der Lehrmeister nun baut eigens zu diesem Zweck eine Mattenhütte innerhalb eines größeren Gehöftes und schläft dort mit seinem Zögling zusammen. Das erste, was dieser zu thun hat, ist, daß er sich reinigen und allen Oker, womit er sich zuvor beschmiert hat, abwaschen muß. Ist solches geschehen, dann wird ein Schlachtvieh herbeigeholt. Aber nicht der Junge, wie sonst selbstverständlich, greift diesmal zum Messer, nein, der Meister selbst spielt den Schlachter. Nachdem das Tier zerlegt ist, wandert das Euter zuerst in einen reinen Kochtopf, worin es gebraten wird. Dann schneidet er für sich einen Brocken ab und verzehrt ihn. Darnach erhält auch der Zögling eine Portion, die er zu sich nimmt. Jetzt bläst der Meister seinen vor ihm stehenden Schüler von der Lendengegend aus aufwärts an; damit hat die Lehrzeit ihren Anfang genommen. Die Lektionen, die ihm hierauf erteilt werden, lauten folgendermaßen:

„Du darfst nicht eine Pfeife anstecken und rauchen bei dem Feuer einer dir unbekannten Werft (fremdes Gehöft), oder bei Leuten, die du überhaupt nicht kennst.“

„Du darfst nicht mit Menschen zusammensitzen und mit ihnen rauchen, von denen du weißt, daß sie ein Vieh gestohlen und an demselben Feuer das Fleisch gebraten haben.“

„Du darfst durchaus kein Hasenfleisch und kein Schakalfleisch essen, auch keine Pfeife anstecken bei dem Feuer, an welchem Hasenfleisch gekocht wurde; nur im äußersten Notfall ist es gestattet Zebra und Dachsfleisch zu essen.“

„Du darfst auch das Fleisch von solchen Tieren nicht essen, die nicht wiederkauen und die Klauen nicht spalten; alles, was wiederkaut und wie die Kühe die Klauen in zwei Hälften spaltet, magst du essen.“

„Du darfst keine Ziege beim Fuß fassen (fangen) und ihr die Milch stehlen.“

„Du darfst kein Aas anrühren; du darfst nicht morden.“

„Du darfst nicht lügen, und du darfst auch nicht stehlen.“

„Du darfst keine Hurerei treiben, noch Ehebruchsünden begehen.“

„Du sollst die Alten aber ehren.“

„Du wirst an deinem Leibe krank werden, wenn du Fleischesünden begehest; und wenn du stiehlt, dann wirst du auch krank werden an deinem Leibe; denn der Bestohlene kommt dann und schlägt dich mit seinem Knopfkirri (Knotenstock, Wurfkeule), wohin er will.“

So weit die einzelnen Sittenregeln. Es soll übrigens auch Meister geben, die nicht so streng gesetzlich sind und z. B. Sünden gegen die allgemeine Sittlichkeit nicht verbieten.

Während dieser Lehrzeit muß der Schüler täglich große Quantitäten Milch zu sich nehmen und streng sich an die Hausordnung des Alten halten. Sind 1—2 Monate verstrichen, wird aber nochmals geschlachtet. Der Meister genießt von dem Blut des Tieres, das mit Fett geschmort worden ist.

Darauf nimmt er auch ein Stück gebraten Fleisch zu sich und gibt hernach seinem Zögling auch davon. Naht der Fleischvorrat seinem Ende zu, so kommt der Meister mit eisernen Stöcken herbei, schlägt sie übereinander, daß sie klingen und fragt seinen Schüler: „Hast du nun gehört, was du nicht thun darfst?“ worauf gewöhnlich „hm“ erfolgt. Nun werden dem Jungen mehrere 4—6 cm. lange Schnitte senkrecht unter dem Brustkasten beigebracht und die Wunden mit dem Staub der zerstoßenen Holzkohle bestreut, so daß für die ganze Lebenszeit eine bläuliche Narbe sichtbar bleibt. Ist diese Manipulation vorüber, dann nimmt der Meister seinen Zögling zum Fluß hinab. Ein anderer Eingeweihter gesellt sich als Zeuge hinzu. In knieender Haltung muß der Schüler nun das Wasser mit seinem Munde berühren. Schnell greift der Meister zu einem parat gehaltenen Stöckchen, schlägt es in das Wasser, so daß es dem Zögling ins Gesicht spritzt. Diese Handlung wird *fnou-lhei-ei* genannt = vor ihm auseinanderschlagen, und soll bedeuten: Das böse Herz muß erschreckt und vom Wasser hinweggespült werden. Mit dieser Zeremonie ist der Lehrkursus zu Ende gebracht. Der Bursche ist nun ein „doromann“, nach kapländischer Redeweise ein „Kerl“ im guten Sinn des Worts, geworden. Fortan darf kein anderer Mensch, der nicht hierzu gehört, diesen in seine Schlechtigkeiten hineinziehen.

Nach beendeter Lehrzeit wird genau nachgesehen, ob von dem Fleisch nichts mehr übrig ist. Sollte ja noch etwas gefunden werden,

so muß der letzte Brocken, und wäre es der beste vom Ganzen, samt Knochen, Hörnern und Klauen verbrannt werden. — Der also Abgesonderte muß sich vor dem Umgang mit schlechten Menschen sehr hüten. Er darf höchstens mit einem Uneingeweihten einmal etliche Züge rauchen, oder vielleicht auch nötigenfalls mit ihm Fleisch essen, wenn es ihm vorgesetzt wird, aber mit ihm „doroessen“ darf er nimmermehr. — Sollte der Fall eintreten, daß, während „dorofleisch“ im Topfe über dem Feuer steht, ein Hund unversehens ein Stück daraus fortgenommen hätte, dann ist das gesamte Opferfleisch verunreinigt, und es muß ein anderes Tier geschlachtet werden. —

Sollte in einem Topfe zuvor Hasenfleisch gekocht worden sein, dann muß der Topf erst mit Feuer ausgebrannt werden, ehe er wiedergebraucht werden darf, und das auch nur, wenn kein ganz neuer Topf zur Hand ist. Selbst dann ist es nicht gestattet den Topf zu verwenden, wenn zuvor Hasenfleisch nur halb gebraten und dasselbe dann in Stücke zerschnitten den Hunden vorgeworfen worden ist. Doch darf der „doromann“ in diesem Fall an demselben Feuer rauchen, ungeachtet selbst seine Frau und Kinder von dem Fleisch etwas gegessen haben sollten.

Hat jemand eins dieser Verbote übertreten und z. B. aus Not und übergroßem Hunger, oder aus gänzlicher Unachtsamkeit Hasenfleisch gegessen, dann muß er seine Schuld bekennen, ehe er mit andern wieder „doro“ essen darf. Ein Freund muß ihm ein 6 Monate altes Lamm geben, welches er selbst schlachtet. Der Schuldige muß von dem (gekochten) Blut essen, das sein Freund ihm reicht. Hat er zu viel bekommen, dann muß das Übrige in die Erde begraben werden. Darnach ist der Übertreter verpflichtet, sich mit dem Inhalt des Magens zu waschen. Jetzt erst kann er mit seinem Freunde das Fleisch des Lämmchens essen. Nach dieser Mahlzeit ist er von seiner Schuld wieder gereinigt und darf „doro“ essen mit andern. Zuvor war ihm nicht einmal erlaubt seine Pfeife an dem Feuer, an welchem „dorofleisch“ gekocht wurde, anzuzünden. Er ist genötigt das Feuer für seine Pfeife an einem andern Orte zu holen, wenn er keine Zunderdose bei sich hat. — Wer zum drittenmal sich versündigt und eins dieser Verbote übertritt, wird aus der Gesellschaft dieser „doromänner“ ausgestoßen.

An dieser Hasenscheu hängen die betreffenden Leute so fest, daß ein Mann meiner Gemeinde, geraume Zeit nach seiner Taufe von der Jagd heimgekehrt, meinte, ein Geständnis vor mir ablegen zu müssen, weil er vom Hunger geplagt einmal Hasenfleisch gegessen habe, es aber gleich wieder stehen liefs, als ein anderes Stück Wild ihm vor die Kugel gelaufen sei!

(Voranstehendes ist so wortgetreu wie möglich wiedergegeben. D. Verf.)

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft für Thüringen zu Jena](#)

Jahr/Year: 1888

Band/Volume: [6](#)

Autor(en)/Author(s): Olpp J.

Artikel/Article: [Missionsgeographischer Teil 1-47](#)